

Nachrichten

der

Gießener Hochschulgesellschaft

Sechzehnter Band

I N H A L T

Die Shakespeare-Bacon-Frage · Von Walther Fischer * Sprachforschung, Volks- und Namenkunde auf hessischem Boden · Von Alfred Götze * Zu einem neuentdeckten Gedicht Goethes · Von Bruno Henneberg * Die methodische Bedeutung der Vulkanologie für die Lösung erdgeschichtlicher Probleme · Von Walther Klüpfel * Phantasiegärten auf den Bildern alter Meister · Von Ernst Küster * Georg Büchners Reifezeugnis · Von Georg Lehnert Die mittelalterliche Bannmühle und das Backhaus im Mittelrheingebiet · Von Wilhelm Müller * Lügt die Statistik wirklich? · Von Gerhard Reinhold * Was steht nun wirklich im Alten Testament? · Von Wilhelm Rudolph * Etruskische Sprachforschung · Von Hans L. Stoltenberg

1946/1947

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Nachrichten
der
Gießener
Hochschulgesellschaft

Sechzehnter Band

1946/1947

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Veröffentlicht unter der Zulassung Nr. US W 1028
der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung
Copyright 1946 by Wilhelm Schmitz Verlag in Gießen
Auflage 600 — Dezember 1946

von Münchowsche Universitäts-Druckerei Wilhelm Schmitz in Gießen

I N H A L T

W. Fischer :	Die Shakespeare-Bacon-Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung	5
A. Götze †:	Sprachforschung, Volks- und Namenskunde auf hessischem Boden 1925 bis 1946 . . .	36
B. Henneberg †:	Zu einem neuentdeckten Gedicht Goethes	56
W. Klüpfel :	Die methodische Bedeutung der Vulkanologie für die Lösung erdgeschichtlicher Probleme	58
E. Küster :	Phantasiegärten auf den Bildern alter Meister	72
G. Lehnert †:	Georg Büchners Reifezeugnis	79
W. Müller †:	Die mittelalterliche Bannmühle und das Backhaus im Mittelrheingebiet auf Grund der Weistümer	82
G. Reinhold :	Lügt die Statistik wirklich?	96
W. Rudolph :	Was steht nun wirklich im Alten Testament?	
H. L. Stoltenberg :	Etruskliche Sprachforschung	112
E. Küster :	Alfred Götze †	134
	Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes	138

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden vom Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Professor Dr. Alfred Götze in Gießen, Goethestraße 44.

Die Shakespeare-Bacon-Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung

Von Walther Fischer.

1.

Vor rund achtzig Jahren, in einer Nacht des Frühlings 1856, spielte sich in der Kirche zu Stratford on-Avon eine seltsame Szene ab. Eine Frauengestalt machte sich beim Licht einer Blendlaterne vor Shakespeares Grab im Chore der Kirche zu schaffen. Sie betastete die Platte, ermaß ihre Schwere. Und im unsteten Schein ihres Lämpchens las sie — wer weiß zum wievielten Male — die berühmten Worte des Grabsteins;

*„Good friend, for Jesus' sake forbear
To dig the dust enclosed here!
Blest be the man that spares these stones
And curst be he that moves my bones.“*

Da ertönte der Schritt des Kirchendieners, der das sonderbare Treiben die ganze Zeit über beobachtet hatte, und die Frau wurde zum Rückzug gezwungen.

Es war keine Einbrecherin, die hier am Werke war. Sie hatte die Erlaubnis der Pfarrbehörden, das Grab jederzeit zu besuchen, freilich nicht es zu öffnen, wie sie wähnte¹⁾. Sie war eine amerikanische Pfarrerstochter, Miss Delia Bacon (1817—59), im mittleren Westen Amerikas geboren und in Neuengland unter ärmlichen Verhältnissen erzogen, und sie glaubte, in Shakespeares Grab die volle Enthüllung des durch jenen Fluch wohlgesicherten Geheimnisses zu finden; den unfehlbaren Schlüssel dazu wollte

¹⁾ Nach Nath. Hawthorne, *Our Old Home* (1863), Kap. *Recollections of a Gifted Woman*. Vgl. auch J. Appleton Morgan, *Der Shakespeare-Mythus*, Leipzig 1885, S. 151 f.

sie bereits in Bacons Briefen entdeckt haben. Von Beruf Lehrerin und Schriftstellerin, hatte sie seit etwa 1852 ernste Zweifel an der Verfasserschaft der Werke Shakespeares gehegt, und bald darauf war sie nach England gereist, um ihre Nachforschungen an Ort und Stelle fortzusetzen. Kurz zusammengefaßt war ihr Leitgedanke etwa folgender: Die Dramen Shakespeares sind das Werk einer literarischen Sondergruppe, an deren Spitze drei berühmte Elisabethaner standen: Lord Bacon, der englische Lordkanzler und (zufällige) Namensvetter der Amerikanerin (1561—1626; seit 1621 erster Baron Verulam und Viscount St. Albans), Sir Walter Raleigh (1552—1618), Kriegsmann, Abenteurer und Verfasser einer Weltgeschichte, und Edmund Spenser (1552—1599), der Verfasser des allegorischen Epos der „Feenkönigin“ (1589—96). Diese Männer, so glaubte sie, schrieben jene Theaterstücke unter Shakespeares Namen, um darin die Philosophie des politischen Liberalismus zu verkünden, den sie nicht offen zu predigen wagten. Der Schauspieler Shakespeare, *Lord Leicester's groom*, der ungebildete Bauernsohn aus Stratford, war nur der Strohhalm jener vornehmen Herren²⁾.

Der Gedanke also, daß der Schauspieler Shakespeare wegen seiner Unbildung die ihm zugeschriebenen Dramen und Gedichte nicht habe schreiben können, ist der eigentliche Kern der Baconischen Behauptung. Ob man nun mit Delia Bacon diese Werke einem ganzen Dichterkreis zuschreibt, oder umgekehrt behauptet, Bacon allein habe unter einem oder vielen Decknamen geschrieben, wie spätere es taten, läuft schließlich auf eins hinaus; beide Anschauungen sind nur Abarten ein und desselben Grundgedankens.

Delia Bacon glaubte, wie angedeutet, lange Zeit, im Grabe Shakespeares seien Urkunden verborgen, die ihre Theorie klipp und klar beweisen würden; denn solches wollte sie aus der Geheimschrift entnommen haben, die sie in Bacons Briefen entdeckte. Später freilich scheinen ihr Zweifel gekommen zu sein; vielleicht waren die Urkunden auch in Bacons oder Raleighs Grab versteckt;

²⁾ *Dictionary of American Biography* unter *Delia Bacon*.

aber auch diese Gräber blieben uneröffnet³⁾). Im Frühjahr 1857, ein Jahr nach jener nächtlichen Szene in der Kirche zu Stratford, erschien dann Delia Bacons Buch, „*The Philosophy of the Plays of Shakespeare unfolded*“ — eine der Merkwürdigkeiten der Weltliteratur. Bald nach dieser Veröffentlichung wurde sie, die schon längst geistig verwirrt gewesen, völlig gestört; und wenige Monate nach ihrer Rückkehr in die Heimat starb sie 1859 im Wahnsinn⁴⁾). Die allgemeine Ablehnung ihres Buches durch die Wissenschaft, die billigen Witzeleien geschäftiger Journalisten erlebte sie ebensowenig mehr wie die leidenschaftliche Verkündigung und die teils nüchterne, teils noch fantastischere Ausgestaltung ihrer Wahnidee durch spätere Autoren.

2.

Der Ausbreitung und Erweiterung der Grundgedanken Delia Bacons bis auf die Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Baconianer⁵⁾), soll hier in kurzen Zügen nachgegangen werden.

Vor allem waren es Rechtsgelehrte, Ingenieure, Mathematiker, auch Ärzte und freie Schriftsteller, die für die Bacon-Hypothese in irgendwelcher Form eintraten, und nur ganz wenige Fachgelehrte zählt man in ihren Reihen. Diese Leute waren ausgerüstet

³⁾ Auf solche Vermutungen stützte sich auch die auf Betreiben der englischen Bacon-Gesellschaft Ende Oktober 1938 erfolgte Öffnung des Grabes von Edmund Spenser, des Dichters der „Feenkönigin“ († 1599), in der Westminster Abtei zu London. Nach alter Überlieferung sollen die zeitgenössischen Dichter dem Verstorbenen Nachrufe mit ins Grab gegeben haben, und man hoffte nun die Originale — darunter vielleicht auch ein Gedicht von Shakespeares unbezweifelbarer Hand — zu finden. Der Versuch verlief jedoch ergebnislos.

⁴⁾ *Dict. of Amer. Biogr.* — Über gelegentliche frühere Stimmen gegen Shakespeares Verfasserschaft vgl. J. C. Hart, *Romance of Yachting*, 1848, und Chambers' *Edinburgh Journal*, 1852, ferner (u. a. über W. H. Smiths gleichzeitige Bacontheorie) die ausgezeichnete Darstellung der ganzen Frage von Emil Wolff, *Shakespeare-Jahrbuch* 59/60 (1924), S. 135 und 139; auch J. A. Morgan, S. 150.

⁵⁾ Vom Baconianer-Standpunkt aus vgl. L. Mathy, „Die Entwicklung der Bacon-Forschung von 1848—1930“: „Deutsche Baconiana“, Frankfurt a. M. Jg. I, Juli u. Sept. 1930. Streng wissenschaftlich ist die Übersicht in der *Encyclopaedia Britannica*, 14. Aufl., Art. *Shakespeare* von J. M. Robertson.

mit scharfem Verstand, einer Neigung zu abstrusem Wissen, zu Spitzfindigkeit und Verstiegenheit, und mit einem heftigen Groll gegen Schulgelehrsamkeit. Die Beweisführung wurde meist nach dem bewährten Vorgehen von Gerichtsanwälten gehandhabt. Es handelt sich hier nur selten um ein ruhiges, sachliches wissenschaftliches Gespräch, das, vom Gewicht bekannter Tatsachen ausgehend, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der Hypothese als ganzes erwägt. Vielmehr geht man gewöhnlich von dem aus, was man nicht weiß, von den offensichtlichen Lücken in Shakespeares Lebensnachrichten, von einer unerklärten Einzelheit, vom zufälligen Zusammentreffen äußerer Umstände, oder von reinen Phantasiegebilden. Und so erscheint in dem Prozeß gegen William Shakespeare der Angeklagte in schwärzester Farbe; der Belastungszeuge Bacon aber wird ins hellste Licht gesetzt. Nicht auf das Gesamtgewicht der objektiven Tatsachen kommt es dabei an, sondern auf die geschickte Prozeßführung der anklagenden Partei.

Und welche Unmengen von Schriften wurden dabei zum Druck gebracht! Schon 1884 wurden rund 250 Nummern in einer Sonderbibliographie verzeichnet⁶⁾; 1913 wird die Zahl — wohl zu niedrig — auf 350 berechnet, und heute wird man wohl nicht sehr weit fehl gehen, wenn man die Flut der Schriften und Gegenchriften, unter denen sich dicke, mehrbändige Wälzer befinden, auf nahe an 1000 schätzt.

Vor allem waren es Amerikaner, die sich mit der Idee beschäftigten, dann viele Engländer, in neuerer Zeit auch Holländer und Franzosen. In Deutschland, wo der Shakespearekult durch die Romantik und die vom deutschen Idealismus getragene Schrifttumsdeutung aufs höchste gesteigert worden war, dauerte es verhältnismäßig lange, bis man zu der Frage öffentlich Stellung nahm. Zwar erhoben schon in den sechziger und siebziger Jahren die sogenannten „Shakespeare-Realisten“ ihre Stimme warnend gegen die „Shakespearomanie“; aber hierbei handelte es sich vor allem um eine heilsame Stellungnahme gegen eine Vergötterung Shakespeares, der für manche deutsche Beurteiler „nicht mehr Gegen-

⁶⁾ W. H. Wyman, *Bibliography of the Shakespeare-Bacon Controversy, with notes and extracts*, Cincinnati 1884.

stand der Kritik, sondern Maßstab“ geworden war⁷⁾). Erst am 1. März 1883 erschien in der „Münchener/Augsburger Allgemeinen Zeitung“ ein ungezeichneter Artikel, der über die Shakespeare-Bacon-Frage unterrichtete, und zwei Jahre später (1885) veröffentlichte Karl Müller-Mylius eine deutsche Bearbeitung des damals maßgebenden Baconianischen Buches des Amerikaners James Appleton Morgan, „Der Shakespeare-Mythus“⁸⁾).

Es folgen dann einige extravagante Veröffentlichungen von Eugen Reichel, in denen sowohl dem Betrüger Francis Bacon wie dem Schauspieler „William Shakespere“, die eigenen Werke abgesprochen und dem Genie „William Shakespeare“, dem wahren Verfasser sowohl der Shakespeare-Dramen wie der philosophischen Schriften Bacons, zugeschrieben werden⁹⁾. Gemäßigter im Ton, sachlich stark auf der amerikanischen Baconforschung beruhend, war das einst vielgelesene Buch des deutschen Botschafters in England, des Grafen Vitzthum von Eckstädt (1819—1895), „Shakespeare und Shakspere: Zur Genesis der Shakespeare-Frage“, Stuttgart 1888¹⁰⁾.

Dann scheint es in Deutschland etwas stiller bei den Baconianern geworden zu sein; vielleicht haben die gründlichen und wissenschaftlichen Widerlegungen aus der Feder des Wiener Anglisten J. Schipper (1889 und 1896) und des Leipziger Anglisten R. Wülker (1889 und 1910) in weiteren Kreisen aufklärend gewirkt¹¹⁾. In den neunziger Jahren taucht aber ein neuer Vorkämpfer der deutschen Baconianer auf in Gestalt des Arztes und sächsischen Dialektdichters Edwin Bormann, der in seinem Buche „Das Shakespeare-Geheimnis“ (Leipzig 1894) aus angeblichen Übereinstimmungen im naturphilosophischen System Bacons und

⁷⁾ Vgl. G. Rümelin, Shakespeare-Studien, Stuttgart 1866, 2. Aufl. 1874, ferner R. Benedix, Die Shakespearomanie, Stuttgart 1873 und L. L. Schücking, Charakterprobleme bei Shakespeare, 1. Aufl. 1919, S. 24.

⁸⁾ Englischer Originalltitel: *The Shakespeare Myth*, Cincinnati 1881.

⁹⁾ „Shakespeare-Literatur“ von E. Reichel, Stuttgart 1887; vgl. J. Schipper, Zur Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage, Wien 1889, S. 3, und R. Wülker, Die Sh.-Bacon-Theorie: Berichte der Sächs. Ges. d. Wiss. 1889, S. 243.

¹⁰⁾ R. Wülker a. a. O. S. 219.

¹¹⁾ Vgl. J. Schipper, Der Bacon-Bazillus, Wien 1896 und R. Wülker, „Zur sog. Sh.-Bacon-Frage“: Die Neueren Sprachen, 18 (1910/11).

Shakespeares die Verfasserschaft Bacons erhärten wollte. Gegen ihn wandte sich vor allem Kuno Fischer, damals einer der besten deutschen Baconkenner¹²⁾.

Um die Jahrhundertwende bis in die Gegenwart schießen dann die verschiedensten Theorien über die Verfasserschaft der Shakespeare-Dramen empor, die eine scharfe Konkurrenz für die Baconianer bedeuten. Mit ähnlich scharfsinnigen Gründen, wie sie ehemals für Lord Bacon angeführt wurden und deren Durchschlagskraft die jeweiligen Anhänger jetzt ebenso vollauf befriedigt, wird da etwa der lückenlose Beweis geliefert, daß die Shakespeare-Dramen aus der Feder des Lord Rutland stammen, der dem Kreis um den Grafen von Essex angehörte. Diese Anschauung ist, soweit ich sehe, eine deutsche Erfindung; sie wurde zuerst von „Peter Alvor“ (Pseud.) und weiterhin besonders von dem naturalistischen Schriftsteller Karl Bleibtreu vertreten; sie hat unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg auch in Belgien und in Amerika Anhänger gefunden¹³⁾. Inzwischen war in Amerika und in England noch ein weiterer elisabethanischer Hofmann, Dichter und Theaterfreund auf den Schild erhoben worden, Edward de Vere, der 17. Graf Oxford¹⁴⁾; und schließlich hat der französische Literaturhistoriker Abel Lefranc in einem dicken Buch eine Lanze für den Grafen Derby¹⁵⁾ gebrochen.

¹²⁾ In seinem Festvortrag in der Sh.-Gesellschaft, „Sh. und die Bacon-Mythen“ (1895), jetzt: „Kleine Schriften“ Bd. 3, Heidelberg, o. J.

¹³⁾ Es handelt sich um Roger Manners, 5. Grafen von Rutland, 1576—1612. Die Vorstufe ist zu finden in P. Alvor (Pseud.), „Neues Sh.-Evangelium“, 1. Aufl. 1906, 2. Aufl. 1907, und bei Karl Bleibtreu, „Der wahre Sh.“, München 1907; vgl. E. Wolff a. a. O. S. 149 und P. Alvor, 2. Aufl., S. X f. Alvor hat später einen weiteren Verfasser der Sh.-Stücke ausfindig gemacht in der Person von Sir Charles Blount, 8. Lord Mountjoy (1563—1606): Eine Neue Sh.-Biographie, Würzburg 1930. In seiner Schrift Die Sh.-Frage und das Ben Jonson-Problem betrachtet er Bacon als Autor der Ben-Jonson-Dramen (Würzburg, 1930).

¹⁴⁾ Über Sir Edward Vere, 17. Grafen von Oxford, vgl. J. Thomas Looney, *Sh. identified*, London 1920, und M. W. Douglas, *The Earl of Oxford as Sh.*, London 1931 (dazu meine Bespr. Deutsche Literaturzeitung 1932, Sp. 2140 f.).

¹⁵⁾ A. Lefranc, *Sous le Masque de Sh.: Wm. Stanley, etc.* Der Graf starb 1642 und war der Schwiegersohn des 17. Grafen von Oxford; vgl. E. Wolff, a. a. O. S. 148.

Man sieht, die Baconianer waren jetzt auf ihrem eigensten Gebiete bedroht, und es war Zeit, mit aller Entschlossenheit die Kräfte zu sammeln und zum Gegenschlag auszuholen. Dieser erfolgte mitten im ersten Weltkrieg von Österreich aus, in einem stattlichen Werke des Ministerialrats Hofrat Alfred von Weber-Ebenhof mit dem verheißungsvollen Titel „Bacon-Shakespeare-Cervantes (Francis Tudor). Zur Kritik der Shakespeare- und Cervantes-Feiern“, Leipzig und Wien, Anzengruber-Verlag, 1917 433 S. Hier spielt nun, soweit ich sehe zum erstenmal, die große Politik in den literarischen Streit herein. Der Verfasser erhebt Einspruch gegen die Feiern zum 300. Todestag Shakespeares, die im Kriegsjahr 1916 in England im Zeichen der angelsächsischen Verbrüderung gegen den deutschen Feind, in Deutschland aber in würdiger Zurückhaltung zur Erinnerung an einen großen Dichter germanischer Rasse gehalten wurden. Diese deutschen Feiern sind — nach Weber-Ebenhof — so recht ein Zeugnis des listigen, schnöden Albion, das auch hier seine politischen Geschäfte betrieb und sogar die nichtsahnende deutsche Forschung in ihre Dienste spannte, d. h. in die Interessen des Hauses Stuart und seiner hannöverischen Nachfolger¹⁶⁾. Denn so lautet die W.-Ebenhofsche Lehre, deren wesentliche Züge, wie wir noch sehen werden, amerikanischen und deutschen Vorgängern, freilich ohne Quellenangabe, entnommen sind: Bacon war ein „seiner Geburtsrechte mit List und Gewalt beraubter Tudorprinz“; er war „der Sohn der Königin Elisabeth aus ihrer rechtmäßigen, wenn auch aus politischen Rücksichten nicht kundgemachten und später in Abrede gestellten Ehe mit Lord Dudley, Earl of Leicester“; er war „der Bruder des für sein Geburtsrecht in offenem Aufruhr kämpfenden, bewältigten und von der eigenen Mutter grausam hingerichteten Tudorprinzen Robert Graf von Essex“¹⁷⁾.

¹⁶⁾ ¹⁷⁾ Weber-Ebenhof, S. 6. Vgl. auch S. 8: „Die ‚Anatomie der Schwermut‘ hat Bacon unter dem Pseudonym Burton in seinem schalkhaften Meisterwerk *‘The Anatomy of Melancholy’* (1621) in monumentaler Weise verherrlicht.“ Die Gleichsetzung Bacons mit Montaigne war schon 1881 durch die Amerikanerin Mrs. Windle aus San Francisco erfolgt, vgl. K. Fischer, a. a. O. S. 67, und E. Wolff, Sh.-Jahrbuch 59/60, S. 149. — Eine ausführliche, sachkundige Widerlegung Weber-Ebenhofs bot der Grazer Anglist Albert Eichler, *Anti-Baconianus*, Wien und Leipzig 1919, 120 S.

Hier ist die Saat der Delia Bacon wahrlich herrlich aufgegangen. Denn, so lesen wir staunend weiter, „sowohl unter dem Namen Bacon, der nur eine ihm aufgezwungene Maske war, als auch unter anderen, ebenso täuschenden Namen: Lyly, Kyd, Greene, Spenser, Marlow, Cervantes, Montaigne usw., vor allem aber Shakespeare, hat er der Welt unsterbliche Werke seines Geistes geschenkt“¹⁷⁾. Und so müssen also die gegen eine Welt von Feinden ringenden Deutschen „dem offiziellen England auch auf diesem wichtigen geistigen Gebiete ein „Bis hierher und nicht weiter“ im Namen der wahren und echten Geschichtsforschung zurufen“¹⁸⁾. Diese echte Forschung aber muß „vorerst in Österreich-Ungarn und in Deutschland“ in Bacon-Vereinigungen gepflegt werden, die sich den schon 1885 gegründeten amerikanischen und englischen Vereinen anschließen sollten¹⁹⁾. Und so kam es in der Tat noch im Kriegsjahr 1917 in Wien unter dem Vorsitz Weber-Ebenhofs zur Gründung einer österreichischen Bacon-Shakespeare-Gesellschaft. Erst zehn Jahre später, am 24. April 1927, wurde in Weimar eine „Bacon-Gruppe“ gebildet, die sich seit dem 29. April 1929 unter dem Ehrenvorsitz von Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche als „Deutsche Bacon-Gesellschaft“ konstituierte (mit dem Sitz im Weimarer Nietzsche-Archiv); denn Nietzsche muß nach einer längeren Äußerung in *E c c e H o m o* auch zu den Baconianern gerechnet werden. Im November 1932 erfolgte von Heidelberg aus ein Aufruf zur Gründung einer „Allgemeinen Deutschsprachlichen Bacon-Shakespeare-Gesellschaft“, die alle Baconianer deutscher Zunge unter dem Vorsitz des „Seniors der deutschen Bacon-Forscher“, des damals 83jährigen Geheimen Regierungsrats Ludwig Mathy in Heidelberg vereinigen sollte. Mathy wurde zugleich Verleger, Herausgeber und Schriftleiter der Zeitschrift „Deutsche Baconiana“²⁰⁾. Nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus im März 1933 war, nach den Worten des

¹⁷⁾ Weber-Ebenhof, S. 9.

¹⁸⁾ Ebd. S. 381. Nach „Deutsche Baconiana“ III/8, S. 3 wurde die erste englische Bacon-Gesellschaft 1883 in London gegründet, eine amerikanische besteht seit 1923. Nach Wülker S. 218 wurde „1885 in London und ziemlich zu gleicher Zeit auch in Amerika eine *Bacon Society* gegründet“.

²⁰⁾ Deutsche Baconiana III/8 (Juli 1932), S. 3 f.

Schriftführers der Gesellschaft, Schriftsteller Karl Friedrich Meckel, „eine sog. Gleichschaltung in unserem Vereine nicht notwendig geworden. Wir waren alle durchweg Nationalsozialisten, Stahlhelmer oder sonstige zuverlässige Patrioten“. Demzufolge wurde Geheimrat Mathy zum Führer des Vereins auf Lebenszeit ernannt, und zu Ehrenmitgliedern wurden General Karl von Litzmann, Dr. Albert Knoll und Geheimrat Dr. Glaser gewählt. Die nächste Nummer des Organs der Gesellschaft, der „Deutschen Baconiana“, wurde dann bewußt in den Dienst der neuen politischen Richtung gestellt, indem längere Ausführungen des Schriftführers Meckel über „Deutsche Kulturpropaganda im Ausland“ als Leitaufsatz abgedruckt wurden. Das Ministerium für Kultus und Unterricht hat demgemäß „für die literarhistorischen Forschungszwecke“ der Gesellschaft „einen (laufenden? (Fragezeichen des Herausgebers der D.B.)) Druckkostenzuschuß von RM. 300:—“ zur Verfügung gestellt²¹⁾. Geheimrat Mathy ist inzwischen gestorben; ob die „Deutschen Baconiana“ nach seinem Tod noch weiter erschienen sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

3.

Es ist unmöglich, in der hier gebotenen Kürze auch nur annähernd einen Begriff von der Vielgestalt der angeblichen Beweisgründe der Baconianer zu geben, die uns von Miss Delia Bacon bis in die jüngste Gegenwart führen. Es widerstrebt mir auch, durch Anhäufung der schlimmsten Extravaganzen hier billigen Spott zu üben, sondern es gilt, die Frage möglichst leidenschaftslos zu untersuchen. Aber ein paar extreme Beispiele müssen zur Kennzeichnung des Verfahrens und der Geistesverfassung der Baconianer doch gegeben werden.

Die Baconianer bemühen sich um äußere und innere Beweise für ihre Theorie, und beide Gruppen haben wieder ein doppeltes Gesicht: für Bacon oder gegen Shakespeare.

²¹⁾ Ebd. V. Jahrgang 1934 (Band 10), Bericht über die Jahresversammlung am 22. Jan. 1934, S. 15 f. Ein novellistischer Versuch der Lösung der Sh.-Frage in freundlich-unverbindlicher Form ist Jul. Roth, Das Sh.-Geheimnis, Weimar 1932 (vgl. Dt. Lit.-Ztg. 1932, Sp. 2231).

Da wirklich zwingende, eindeutige äußere Beweise für Bacon fehlen, müssen sich die Baconianer mit Indizien begnügen, deren Sammelwirkung den Fall sicherstellen soll. Schon Delia Bacon hat hier einen Weg gewiesen, der mit erstaunlicher Erfindungskunst von ihren Nachfolgern weiter beschrritten wurde, den der Geheimschrift, der Chiffre, des Kryptogramms.

Es ist eine Tatsache, die allen Kennern Bacons aus einer Angabe in einem seiner philosophischen Hauptwerke (*De Augm. Scient., lib. VI, cap. 1; 1627*) bekannt ist, daß er sich während seines Pariser Aufenthalts (1576—79) als junger fünfzehn- bis neunzehnjähriger Mensch mit Geheimschriften befaßt hat. An der gleichen Stelle beschreibt er zwei solcher Systeme, nämlich 1) das sog. „Zweibuchstaben-System“ (*alphabetum biliterarium*); danach kann jeder Buchstabe des Alphabets durch eine fünfstellige Verbindung der zwei Buchstaben a und b ausgedrückt werden (z. B. $aaaaa = a$; $aaaaab = b$; $aaaba = c$ usw.), und 2) das verwickeltere „doppelförmige Alphabet“ (*alphabetum biforme*), in dem jeder Buchstabe nach einem bestimmten Schlüssel durch *a* oder *b* ausgedrückt werden kann. Durch eine geschickte Verbindung beider Systeme gelingt es dann, eine chiffrierte Geheimmeldung in einen harmlosen chiffrierten Text einzuschmuggeln. Bacon ist in diesen Systemen keineswegs ursprünglich. Beschreibungen ähnlicher Verfahren, die z. T. auf Johannes Trithemius (Johann Tritheim, Abt von Sponheim und Würzburg, 1462—1516) den Zeitgenossen und Rivalen Dr. Fausts²²⁾ zurückgehen, finden sich in der zeitgenössischen Literatur ziemlich häufig.

Für unseren Zusammenhang sind zwei dieser Bücher von Bedeutung²³⁾, nämlich 1) der französische *Traité des chiffres* von

²²⁾ Johannes Trithemius († 1516) verfaßte eine *Polygraphia*, veröffentlicht 1518, und — vielleicht — die *Steganographia*, beides Anleitungen zu Geheimschriften.

²³⁾ Vgl. *Encycl. Brit.*, 14th ed., unter *Cryptography*. Dasselbst Hinweis auf H. G. Fiske, *Studies in the Bilateral Cipher of Fr. Bacon*, 1913. Das Folgende nach H. A. W. Speckmann, *Les Méthodes de Cryptographie de Fr. Bacon*, S.-A. aus dem *Mercure de France*, No. 628 vom 15. August 1924; ders., *The Cipher Inscription beneath the Bust of Sh.*, S.-A. aus dem *Neophilologus* 1926 (XI), und Der Ursprung der Freimaurerei, Arnhem 1922 (S.-A. aus einer Frei-

Blaise de Vigénère (1587), der seinerseits wieder auf einen Traktat des Italieners Gian Battista Porta, *De occultis literarum notis* 1568 (2. Aufl. Straßburg 1608), Bacons Hauptquelle, zurückgeht (vgl. Spedding-Ellis-Heath, *Works of Fr. Bacon, vol. I* (London 1857), S. 658 f., 841 f.), und 2) die spätere, lateinische *Cryptographia* des *Gustavus Selenus* (1626). *Selenus* ist der Deckname des gelehrten Herzogs August des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel-Lüneburg (1579—1666), der 1603 der Krönung Jakobs I. von England beiwohnte.

Nach den von diesen Autoren beschriebenen Systemen hat jeder Buchstabe einen bestimmten Zahlenwert und kann ferner, nach einer gewissen Schlüsselzahl nach rechts oder links im Alphabet verschoben werden. Einzelne Buchstaben können nach Belieben verdoppelt oder ausgelassen werden; der Buchstabe O kann als Null hinzugefügt oder ausgelassen oder auch als 14. Buchstabe gezählt werden; K und C, Y und I lassen sich vertauschen. Schon diese Andeutungen zeigen, wie viele Möglichkeiten der Entzifferung sich hier ergeben, wenn man eine bestimmte Lösung sucht. Stimmt aber die Lösung im gewünschten Sinne immer noch nicht ganz, so steht es frei, kleine Wörter fortzulassen; oder es wird — wie in einem der uns beschäftigenden Fälle — ein so erzielttes Wortergebnis, das sich dem zu erwartenden Sprachtyp nicht fügt, kurzerhand als „mittelenglisch“ bezeichnet (*hit* = *hides*, *is hidden*).

Nach solchen Grundsätzen hat ein holländischer Baconianer, der Mathematiker Dr. H. A. W. Speckmann, die zwei angeführten kryptographischen Werke (Vigénère und Selenus) untersucht und dabei allerhand Erstaunliches gefunden. Steht da etwa auf einer Seite des Selenus das Wort *Africanus*, so wird es sofort als „offensichtliches“ Anagramm von *Av' Francis*, d. h. *Ave Francis*, und somit als versteckte Huldigung an den Rosenkreuzer Francis Bacon gefaßt (*Ave* soll der Gruß der Rosenkreuzer gewesen sein)²⁴). Ir-

maurer-Zeitschrift). Desselben Verfassers *Het Geheimschrift van Fr. Bacon: Neophilologus* III, 2—3, blieb mir leider unzugänglich.

²⁴) Beispiele der Fortlassung von Wörtern: S.-A. *Neophilol.*, S. 4; der Auslassung von Buchstaben: *Merc. de Fr.* S. 24; mittelenglisches *hit-hideth* (Chaucer F 512, *Squire's Tale*): *Neophil.* (1926) S. 3, 8; „Africanus“: *Merc. de Fr.*, S. 10; Bacon als Verfasser des Buchs von Vigénère: *Merc. de Fr.* S. 16, 28 f.

gendwelche persönliche Beziehungen zwischen dem deutschen Verfasser, der dann auch wohl Rosenkreuzer gewesen sein müßte, und dem Engländer sind uns tatsächlich nicht bekannt. Gleichwohl aber hat nach Speckmann der Engländer den Deutschen in seine tiefsten Geheimnisse eingeweiht. Denn es ergibt sich des weiteren aus den geheimschriftlichen Andeutungen, die im Text des Selenus verborgen ruhen:

1. daß Bacon selbst der Verfasser des erwähnten kryptographischen Lehrbuchs von Blaise de Vigenère ist (1587);

2. daß diesem enzyklopädisch begabten deutschen Fürsten die Lösung des Shakespeare-Rätsels im baconischen Sinne bereits bekannt war. Denn die Enthüllung des Shakespeare-Geheimnisses in bildlicher Darstellung erhellt bereits aus dem Titelpupfer der *Cryptographia*.

3. Endlich tritt uns Bacon — nach Speckmann — im Buche des Selenus nicht nur als Rosenkreuzer sondern auch als Freimaurer entgegen.

Das Rosenkreuzertum, und zwar vor allem in seiner späten Form der „Gold- und Rosenkreuzer“, wird ja von manchen Forschern als eine der Wurzeln oder Vorformen der Freimaurerei angesehen. Auch in England war dieser Orden als Geheimbund organisiert²⁵⁾. Als einer der ersten Großmeister der Freimaurerei wird nun, und zwar gleichfalls nach kryptographischen Anzeichen, Bacon bezeichnet. Dies geschieht in dem Namen des sagenhaften Gründers der Freimaurerei *Memongrecus*. Diese Namensform fin-

Bacon — Shakespeare: *Merc. de Fr.* S. 17, 30. Über das Titelpupfer des Selenus (Abbildung bei Sir E. Durning-Lawrence, *Bacon is Sh.*, London 1910, S. 115): *Merc. de Fr.*, S. 9. Bacon als Rosenkreuzer: *Merc. de Fr.*, S. 10, 33, und Mrs. Pott, *Fr. Bacon and his Secret Society*, 1891. Der früheste namhafte englische Rosenkreuzer war Robert Fludd, 1574—1637, der den Orden in Deutschland kennenlernte und schon zwei Jahre nach der ersten deutschen Rosenkreuzer-Schrift (*Fama Fraternitatis* 1614, von J. V. Andreae) in Leyden eine lateinische Verteidigungsschrift des Ordens verfaßte. Über Bacon als Freimaurer bes. Speckmann, *Der Ursprung der Freimaurerei*, S. 25 f. Beachte noch die verschiedenen Auflösungen der Bacon-Chiffre: als *Beacon* (*Merc. de Fr.* 30), als *Bacchon* und *Bacchonus* (ebd. S. 17).

²⁵⁾ Vgl. Gustav Krüger, *Die Rosenkreuzer*, 1932, S. 26 f.

det sich in einer englischen Handschrift über den Ursprung der Freimaurerei aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Da heißt es von diesem legendären jüdischen (oder griechischen) Maurer *Memon-grecus*, er sei beim Bau des Salomonischen Tempels anwesend gewesen und habe die Baukunst von Palästina nach St. Albans in England gebracht. Daß aber Bacon 1621 zum Viscount von St. Albans erhoben wurde, gewinnt in diesem Zusammenhang symbolische Bedeutung. Nur nebenbei sei erwähnt, daß Speckmann an Hand der oben beschriebenen Chiffern-Systeme auch in den lateinischen Versen unter der Shakespeare-Büste in der Stratford Pfarrkirche, sowie in der englischen Prosawidmung der Shakespeareschen Sonette (1609) das baconische Geheimnis zu seiner Zufriedenheit enthüllen konnte²⁶).

Ich bin auf die ‚Ergebnisse‘ Dr. Speckmanns deshalb näher eingegangen, weil sein Entzifferungsverfahren, so gewaltsam es im Einzelnen auch sein mag, wenigstens in sich logisch und insofern auch geschichtlich ist, als es sich auf zeitgenössisches, tatsächlich gebrauchtes Chiffernmaterial aufbaut, das an Hand seiner Angaben jederzeit nachgeprüft werden kann. Eine grundsätzliche Untersuchung seiner Entzifferungskünste, besonders auch vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeitsrechnung aus, wäre zweifellos sehr wünschenswert. Vom philologisch-geschichtlichen Standpunkt aus aber scheidet das Verfahren und seine Überzeugungskraft schon an ihrer äußeren und inneren Unwahrscheinlichkeit, indem hier an sich unvergleichbare Dinge zusammengebracht werden, wie das Werk des Deutschen Selenus von 1624 und die Person des zwei Jahre später verstorbenen Lordkanzlers, oder indem kühnlich Beziehungen Bacons zu Handschriften und Inschriften unbekannter Herkunft und unsicheren Alters angenommen werden.

In viel phantasievollerer, und man darf wohl sagen z. T. fahrlässiger, Weise sind auf dem Gebiete der Geheimschriften die Amerikaner vorgegangen, und ihnen verdankt Hofrat von Weber-Ebenhof die Mehrzahl der eingangs erwähnten erstaunlichen Enthüllungen. Der erste, der auf diesem Gebiete größere Fruchtbarkeit entfaltete, war der Amerikaner Ignatius Donnelly (1831—1901).

²⁶) Vgl. Speckmann, S.-A. *Neophilol.* (1926), und *Merc. de Fr.* S. 34. Über eine Chiffer in der Inschrift des Grabsteins selbst vgl. Wülker S. 237 f.

der in einem zweibändigen Werke, *The Great Cryptogram* (1888), Shakespeares Geheimnis und zugleich die *Chronique Scandaleuse* des Trunkenbolds aus Stratford enthüllte. Welch beweglichen Geistes dieser „Weise von Nininger“ war (wie ihn die bewundernden Landsleute nach seinem Landhaus in Minnesota nannten), ergibt sich aus seinen früheren Werken: in dem einen gab er eine fantasievolle Darstellung des versunkenen sechsten Erdteils „Atlantis“ (1882), in dem andern („Ragnarök“ 1883) eine geologisch-astronomische Theorie des Weltuntergangs. Die von ihm entdeckte Geheimschrift, deren Schlüssel er nur sehr unvollkommen mitteilt, beruht vor allem auf willkürlich herausgegriffnen Wörtern bestimmter Seiten der Shakespeare-Folio von 1623; und schon die Vorstellung, daß ein Verfasser in einen Text, dessen Druckgeschichte sich nach neuesten Feststellungen über etwa drei Jahre in den verschiedensten Phasen hinzog²⁷⁾, so künstlich verborgene Geschichtchen hineingeheimnist hätte, ist technisch unvorstellbar, ganz abgesehen davon, daß spätere Ausgaben mit andrer Druckanordnung dann das Geheimnis auf ewig hätten bewahren müssen. Es fiel denn auch den Kritikern Donellys nicht schwer, seinem System nicht nur Fehler und Willkürlichkeiten nachzuweisen, sondern mit seiner Hilfe auch ganz andere, gegenteilige Geheimnisse je nach Belieben aus der Folio herauszulesen²⁸⁾.

Donelly wurde noch übertrumpft von seinem Landsmann Orville Ward Owen. In einem fünfbändigen Werk, *Shakespeare-Bacon's Cipher Story*, 1893—1899, wird nicht nur die ganze Geschichte von Bacons heimlicher Geburt als Sohn der Königin Elisabeth enthüllt, sondern wir erhalten jetzt auch eine diskrete Weissagung, daß dereinst ein Mann kommen werde, dessen „lenksamen und willigem Geiste“ des Rätsels Lösung gelingen wird²⁹⁾. Man weiß in der Tat nicht, wovon man hier sprechen soll, von

²⁷⁾ Vgl. E. K. Chambers, William Shakespeare, I 139 (1930).

²⁸⁾ Vgl. bes. Wülker S. 237 f., 295 f.; auch Ernst Sieper, Shakespeare (Leipzig, 2. Aufl. 1913) S. 141 f., bes. aber Rev. A. Nicolson, *No Cipher in Sh.*, London 1888 (mir nicht zugänglich). Einige von Donellys Klatschgeschichten, die sich handgreiflich an apokryphe Sh.-Anekdoten und Falstaff-Szenen anlehnen, teilt Wülker S. 298 mit.

²⁹⁾ E. Wolff, Sh.-Jb. 59/60, S. 146.

Selbsttäuschung, absichtlicher Irreführung, oder bloßem Humbug. Aber in Deutschland hat Albert Freund mit Zuhilfenahme der Ergebnisse Owens und in fantastischer Ausdeutung bestimmter Vignetten in den alten Drucken den berühmten Bacon als Verfasser all der Werke festgesetzt, die wir auch bei Weber-Ebenhof wiederfinden³⁰⁾. Dieser hat aber seinerseits das Verdienst, nicht nur die Owen-Freundschen Entdeckungen — wenn auch ohne Quellenangabe — weiter verarbeitet, sondern auch die Andeutung eines englischen Forschers weitläufig ausgeführt zu haben, indem er die Identität Bacons auch mit Cervantes, dem Verfasser des uralten spanischen Nationalwerks *Don Quijote*, sicherstellte. Daß das spanische Original schon 1605, die englische Übersetzung von Thomas Shelton aber erst 1612 (Teil I) und 1620 (Teil II) erschien, kümmert unseren mutigen Forscher wenig; denn, so erklärt er energisch, „daß uns hierbei die Meinung der offiziellen Fachwissenschaft nicht beirren darf, haben wir schon in der Shakespeare-Bacon-Frage erkannt“ (S. 181). Der Don Quijote ist also ein englisches Original, von „Francis Tudor, Englands Erben“ (S. 208) verfaßt, der auch hier wieder seine Person geschickt verborgen hat, und zwar hinter einem arabischen Namen, nämlich dem des Geschichtsschreibers *Cide Hamete Benengeli*, dem ja Cervantes in scherzhafter Weise die ganze Erzählung zuschreibt. Weber-Ebenhof deutet dies: *Cide*, *Cid* = Fürst, also *Lord*; *Hamete*: hierin steckt offensichtlich das Wort *ham* ‚Schinken‘; also *ham* ‚Schinken‘ = *bacon* ‚Speck‘; und *Benengeli* ist *ben* ‚Sohn‘ und *Engeli* ‚England‘, also wiederum ‚*Lord Bacon, England's heir*‘³¹⁾.

Mit dem Namen *Bacon* läßt sich überhaupt allerhand Unfug treiben. Nicht nur ist *bacon* = *ham*; auch die Wörter *pig* oder *pork*, an hervorragender Stelle gebraucht, sind verdächtig³²⁾. Auch der Name *Ham-let* könnte da merkwürdig scheinen, und Shakespeares frühverstorbenes Söhnchen hieß auffallenderweise *Ham-net!*. Ein andres Wort, das an *Bacon* erinnert (und in älterer Sprache auch ziemlich ähnlich ausgesprochen wurde) ist *beacon*,

³⁰⁾ Ebd. S. 144.

³¹⁾ Noch toller sind die von Weber-Ebenhof S. 211 gebotenen Aufstellungen.

³²⁾ Vgl. etwa E. Bormann S. 296 und Weber-Ebenhof S. 243 f.

das Leuchtfeuer, die Boje (nd. *Bake*³³). Findet sich nun auf einem alten Titelblatt (z. B. auf des Selenus *Cryptographia* (vgl. Sir E. Durning-Lawrence 114 f. und Speckman, *Merc. de France* S. 30) eine Hafenstadt mit Leuchtfeuern dargestellt, so ist für den Baconianer die Beziehung offensichtlich. Sind auf Zierleisten oder Zierstücken der alten Drucke Putten oder allegorische Figuren vorhanden, die sich den Rücken (*back*) zuwenden, so ist wiederum die Anspielung handgreiflich. Und lehnen sich diese Figuren rückwärts an ornamentale Verzierungen, Voluten oder dgl., dann wird kühnlich *conc* (= Konus, Kegel) als ‚Volute‘ gedeutet, und wir haben wiederum eine Andeutung des Namens: *back* + *con(e)*! (W.-E. S. 201). Anderwärts wird kühn der Name Bacon zerlegt in *back* + *con* ‚Eichhörnchen‘ (nördl. Dialektwort) oder *con(n)y* ‚Kaninchen‘³⁴).

4.

Doch lassen wir diese offensichtlichen Verirrungen beiseite, die nicht unerwähnt bleiben durften, weil sie es vor allem sind, die den Schriften der Bacon-Anhänger den unerfreulichen Stempel einer dilettantischen Geheimwissenschaft aufdrücken. Wenden wir uns vielmehr den ernsteren Einwänden zu, die man sowohl aus den überlieferten wie aus den nicht überlieferten Lebensdaten Shakespeares ableiten will. Hier ist von vornherein festzustellen — eine Tatsache, deren sich die wirklich ernste Forschung stets bewußt blieb — daß wir über Shakespeares Leben, besonders über seine Rolle als Schauspieler und Dichter durch gleichzeitige Nachrichten verhältnismäßig schlecht unterrichtet sind, — im ganzen freilich nicht schlechter, sondern eher besser als über manch anderen seiner Zeitgenossen. Aber auch hier wieder sehen die Baconianer nicht das ganze Problem. Sie richten ihre Blicke starr auf Shakespeare und vergessen, daß dieser nur ein Dramatiker, freilich der größte, unter vielen war; daß also vieles, was an seinem

³³) Nach Sir E. Durning-Lawrence a. a. O. S. 126 wurde damit gespielt: „*Bacon: great beacon of the State*“.

³⁴) So zu lesen als 40. Punkt der „70 Beweisgründe, daß Bacon den Sh. schrieb“ (o. J. und Autor). Nach Angabe auf dem Exemplar der Gießener Universitätsbibliothek ist Verfasser E. Bormann, 1902): „Andere Kopfleisten zeigen einen *back* (Rücken) und ein *con* (Eichhörnchen) oder ein *Cony* (Kaninchen).“

Werk unerklärlich oder auffallend erscheint, auch auf andere zeitgenössische Dichter zutrifft und somit den rätselhaften Zug der Einmaligkeit verliert. Andererseits ist auch der leidige Umstand nicht zu übersehen, daß eine leichtgläubigere Zeit als unsere Gegenwart allzu rasch aus schlecht bezeugten, spät überlieferten Anekdoten eine Shakespeare-Legende schuf, die den Stempel der Unwahrscheinlichkeit auf der Stirne trägt und von der leider auch manche ernste Forscher nicht immer entschieden genug abgerückt sind.

Aus den zahlreichen Stimmen der Baconianer zu diesem Punkte sollen nur zwei Veröffentlichungen herausgegriffen werden, die mir das Ernsthafteste zu sein scheinen, was von dieser Seite überhaupt geschrieben wurde. Das eine ist ein kurzer Vortrag eines verdienten Dresdner Schulmanns, des Direktors Konrad Meier (1909), der in knapper und geschickter Form die meisten baconischen Beschwerden gegen Shakespeare und entsprechende Beweise für Bacon vorbringt³⁵⁾. Das andre sind zwei umfangreiche Bücher eines englischen Parlamentsmitglieds und Oberrechtsanwalts, G. G. Greenwood, der — freilich nicht immer völlig objektiv, aber mit außerordentlichem Scharfsinn — auf die einzelnen unsicheren Punkte und Lücken in Shakespeares Leben hinweist. Dabei lehnt er es ausdrücklich ab, Baconianer zu sein; er bezeichnet sich als „Anti-Stratford“: „*The Shakespeare Problem Restated*“ (1908) und „*Is there a Shakespeare Problem?*“ (1914).

Bei der Fülle des Stoffes muß ich mich auch hier mit einigen Beispielen begnügen.

Einer der Hauptgründe, der den Baconianern gegen Shakespeares Dichtertum zu sprechen scheint, ist die angeblich so ungenügende Schul- und Fachbildung des Schauspielers Shakespeare. Der Bauernsohn aus Stratford konnte sich, so wird behauptet, in seinem „schmutzigen“ Heimatort unmöglich die reiche klassische, fremdsprachliche und weltmännische Bildung aneignen, die seine Stücke notwendig voraussetzen. Hierzu ist zunächst zu sagen, daß es ein ungeschichtliches Verfahren ist, dieses Landstädtchen Stratford oder die Zustände, die etwa im Bauernhaus von Shakespeares

³⁵⁾ „Die Sh.-Bacon-Frage.“ Vortrag von Konrad Meier in der Dresdner Gesellschaft für Neuere Philologie am 29. März 1909 (S.-A. aus dem Dresdner Anzeiger, 42 S.).

Schwiegervater geherrscht haben mögen, mit den Maßstäben moderner Bequemlichkeit oder Gesundheitspflege zu messen. Im übrigen aber besaß das Städtchen eine Lateinschule, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß Shakespeare sie während mehrerer Jahre nicht gerade so gut besuchte wie die übrigen Bürgersöhne es taten³⁶⁾. Schülerlisten aus jenen Jahren sind nicht erhalten. Jedenfalls aber ist es unstatthaft, angesichts der sechs unbestreitbar echten Unterschriften, die wir von Shakespeare besitzen, ihm sogar die Kunst des flüssigen Schreibens absprechen zu wollen. (Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß neuerdings Stimmen laut wurden, die Shakespeare gewisse handschriftliche Hinzufügungen — 20 oder vielleicht auch 40 Verse, eine Volksszene und einen Monolog — in dem noch erhaltenen Manuskript des wahrscheinlich 1592/93 von Anthony Monday verfaßten Dramas *Sir Thomas More* zuschreiben wollen)³⁷⁾,³⁸⁾.

Was die Stratford *Grammar School* des weiteren betrifft, so wissen wir, daß das Gehalt, das ihre Leiter bezogen, größer war als der in den elisabethanischen Schulen übliche Durchschnitt; wir wissen auch, daß diese Leiter fast durchweg Graduierte der Universität Oxford waren. Da die Lateinschule gewisse elementare Lateinkenntnisse voraussetzte, so waren auch Vorkehrungen für einen lateinischen Vorbereitungsunterricht getroffen. Der Durchschnittslehrplan der elisabethanischen Lateinschule kannte unter anderem die Lesung von Äsops Fabeln, der Disticha des Cato, Caesar, Sallust, Cicero, sehr viel Ovid, Vergil, Horaz, Terenz und einige Neu-Lateiner, wie Mantuanus. Mit sechzehn Jahren waren die Schüler universitätsreif, und es bestanden in Stratford einige Stipendien für Oxford und Cambridge³⁸⁾.

³⁶⁾ G. G. Greenwood, *The Sh.-Problem Restated* 1908 und *Is There a Sh.-Problem?* 1914, London (John Lane). Gegenschriften: Canon Beeching, *William Sh., a Reply to Mr. George Greenwood*, 1908, und A. Lang, *Sh., Bacon, and the Great Unknown*, 1912.

³⁷⁾ Chambers, I 419 f. Chambers ist zurückhaltend betreffs der Zuweisung an Sh. Über dessen Handschrift vor allem Sir Edward Maund Thomson, *Sh's Handwriting*, Oxford 1926, und S.A. Tannenbaum, *Problems in Sh's Penmanship*, New York 1927.

³⁸⁾ Zum Obigen und Folgenden bes. E. K. Chambers, *Wm. Shakespeare* I 10.

Shakespeares Vater wird in den Urkunden als „Ackerbürger“ (*yeoman*) bezeichnet, der von Beruf Handschuhmacher oder Gerber war; die Angabe, er sei Fleischer oder Wollhändler gewesen, stammt aus späterer Zeit, ist aber mit den älteren Angaben nicht unvereinbar. Er war Gemeinderatsmitglied (*alderman*, 1565) und eine Zeitlang sogar Bürgermeister (*Bailiff*, 1568). Die Tatsache, daß von ihm keine Unterschriften, sondern nur Handzeichen erhalten sind, ist nach damaliger Gepflogenheit kein sicherer Beweis, daß er nicht schreiben konnte, aber auch eine Analphabetie des Vaters würde für den Sohn nichts besagen. Wie lange der Sohn zur Schule ging, wissen wir nicht; nach später Nachricht soll ihn der Vater wegen geldlicher Schwierigkeiten vorzeitig herausgenommen haben. 1582, im Alter von 18 Jahren, heiratete unser Dichter — etwas hastig, wie es scheint — ein um acht Jahre älteres Mädchen, Ann Hathaway, die ihm bereits nach sieben Monaten ein Töchterchen Susanne (1583) schenkte, dem im übernächsten Jahr ein Zwillingspaar Hamnet und Judith folgte.

Als Dichter und Schauspieler ist Shakespeare erst 1592 in London bezeugt. Angenommen also — aber es ist dies bloße Annahme — daß Shakespeare bis zur Geburt seiner Kinder in Stratford blieb, so haben wir sieben volle Jahre, von 1585—1592, über die wir in völliger Unklarheit sind, und die man je nach Geschmack und Neigung mit Vermutungen über seinen damaligen Beruf und Aufenthalt ausgefüllt hat. Die Annahme ist aber jedenfalls nicht unsinnig, daß Shakespeare sich in jenen Jahren nicht nur durch das lebendige Leben, sondern auch irgendwie berufsmäßig weitergebildet habe. Vielleicht legte er damals den Grund für seine von uns Heutigen so angestaunte Belesenheit, die aber mit dem Maßstab seiner klassikerfrohen Zeit gemessen werden muß. Einige Gelehrte sehen ihn als Dorfschulmeister, andre als Gehilfen bei einem Anwalt, wieder andre als Apotheker, als Studenten der Medizin, oder als Pagen in einem vornehmen Hause. Man könnte auch für diese Jahre, wenn nicht lieber für später, Reisen ansetzen, vielleicht im Gefolge eines adeligen Herren; besonders eine Reise nach Italien wurde in Anbetracht von Shakespeares italienischen Umweltschilderungen von manchen Forschern ernstlich angenom-

men³⁹⁾. Aber festzuhalten bleibt: von jenen sieben Jahren weiß die wissenschaftliche Welt, wissen die Anhänger des „Stratforders“, so gut wie nichts; ebensowenig aber wissen die Baconianer.

5.

Eine andere, immer wiederkehrende Behauptung der Baconianer ist die, daß wir zwar Zeugnisse über einen William Shakespeare als Schauspieler, andere Nachrichten über einen William Shakespeare als Dichter oder Dramatiker hätten, aber keine, die denselben Schauspieler William Shakespeare auch als Dichter zeigten. Auch Greenwood deutet dies an, oder er meint, daß zum mindesten die hierfür vorgebrachten Zeugnisse „die Theorie einer pseudonymen Autorschaft nicht entkräften“⁴⁰⁾. Hierzu ist von vornherein zu sagen, daß es natürlich unmöglich ist, jemanden zu überzeugen, der zwar das deutlich Überlieferte nicht glauben will, aber bereit ist, das Unwahrscheinlichste auch ohne Überlieferung, auf reine Konstruktion hin, anzunehmen. Kein Unvoreingenommener wird sich aber der Beweiskraft folgender zweier Hauptstellen, die sich noch um einige vermehren ließen, entziehen können.

1. In einer Schrift, die Robert Greene, ein zeitgenössischer Dichter mit Universitätsbildung (1560—1592) im Jahr 1592, kurz vor seinem Tode, seinen studierten Mitautoren und Freunden widmete (*A Grouts-worth Wit bought with a Million of Repentance* — ‚Ein Groschen Verstand um eine Million Reue erkaufte‘), warnt der Verfasser drei seiner Dichterkameraden, sich vor den undankbaren Schauspielern zu hüten, für die sie alle so viel getan hätten. Denn diese Schauspieler würden bald diese drei Kollegen, ihre ehemaligen Stückelieferanten, ebenso im Stiche lassen, wie sie bereits ihm selbst, Greene, jetzt den Laufpaß gegeben hätten, da sie einen eignen Autor besitzen. Und er fährt fort: „Traut ihnen nicht! Denn da gibt es eine emporgekommene Krähe unter ihnen, verschönt mit unsern Federn, [einen Menschen], der „mit eines Ti-

³⁹⁾ E. K. Chambers, I 61. Vgl. auch Greenwood, *Sh. Problem Restated*, der hier K. Elze folgt („Sh.'s mutmaßliche Reisen“: *Sh.-Jb.* 8, 1873). Siehe auch die bei Ebisch-Schürking genannten Schriften (*Sh. Bibliography* 1931, S. 12).

⁴⁰⁾ Greenwood, *Sh. Problem Restated* S. 307.

gers Herz in eines Schauspielers Haut gehüllt“, vermeint, er könne einen Blankvers so gut hinlegen (*to bombast out*) wie der Beste von euch. Und da er ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen ist, ein richtiger Johannes Faktotum, bildet er sich ein, er sei der einzige Bühnenschütterer (*shake-scene*) im ganzen Land“⁴¹⁾.

Hier wird also ein Schauspieler-Dramatiker als der Konkurrent der Universitätsdichter bezeichnet. Dies war in der Tat eine scharfe Nebenbuhlerschaft, die im letzten und vorletzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die elisabethanische Bühnengeschichte bestimmend beeinflußt hat. Shakespeare wird hier zwar nicht namentlich genannt; aber daß er vor allem gemeint ist, ergibt sich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit aus dem Spiel mit seinem Namen: *shake-scene* — Shake-speare. Überdies bildet der Ausdruck vom Tigerherzen eine Stelle aus Heinrich VI. 3. Teil nach (I. 4. 137: „*a tiger's heart wrapped in a woman's hide*“), einem Erstlingsstück (und nach neuester Anschauung einem Originalstück) Shakespeares.

2. Was hier im Jahr 1592 zwar ohne Namensnennung, aber doch in sehr deutlicher Anspielung behauptet wird, das kehrt mit voller Namensnennung wieder in einem anonymen Universitätsstück von etwa 1600 „Die Rückkehr vom Parnaß“, in dem die Zunft der Schauspieler und Schauspieler-Dichter in wenig schmeichelhafter Weise verrissen wird. Und zwar ist es Shakespeares Truppe, die aufs Korn genommen wird, mit Nennung der aus vielen anderen Zeugnissen wohlbekannten Namen ihrer Mitglieder. Da sagt der Schauspieler William Kempe im Gespräch mit dem Schauspieler Richard Burbadge: „Wenige von diesen Universitätsleuten können gute Stücke schreiben; die riechen zu sehr nach den Klassikern . . . ja, unser Kollege Shakespeare (*our fellow Shakespeare*) stellt sie alle in den Schatten, jawohl, und der Ben Jonson tut desgleichen“⁴²⁾.

Nach diesen zwei, für jede unvoreingenommene Deutung einwandfreien Zeugnissen für die Identität des Dichters mit dem Schauspieler Shakespeare sei noch auf das ausführliche Zeugnis

⁴¹⁾ Der englische Text bei Chambers II 188.

⁴²⁾ Englisch ebd. II 201.

von dem Dichter Shakespeare hingewiesen, das aus dem Jahre 1598, also aus Shakespeares mittlerer Schaffensperiode, stammt. Damals machte Francis Meres, ein gebildeter Literat, in seiner Schrift „Schatzkästlein der Weisheit“ (*Palladis Tamia*) gewissermaßen eine Bestandaufnahme der zeitgenössischen englischen Dichter, um sie mit den alten Klassikern zu vergleichen. Er erwähnt darin den *mellifluous and honey-tongued Shakespeare*, d. h. den Dichter, dessen Stil so flüssig und süß ist wie Honig, als den Verfasser der Epen „Venus und Adonis“ und „Lukretia“ und der Sonette, die unter seinen Freunden umlaufen, und vergleicht diese Werke mit „der süßen und witzigen Seele Ovids“; dann stellt er Shakespeare als Lustspieldichter dem Plautus, als Tragiker dem Seneca an die Seite und führt sechs Lustspiele (*Gentlemen of Verona, Comedy of Errors, Love's Labour's Lost, Love's Labour's Won, Midsummer Night's Dream* und *The Merchant of Venice*) und sechs Trauerspiele Shakespeares namentlich auf (*Richard II., Richard III., Henry IV., King John, Titus Andronicus, Romeo and Juliet*)⁴³⁾.

Kritiker wie Greenwood⁴⁴⁾ wollen auch in Folgendem einen Widerspruch und einen Grund gegen Shakespeares Autorschaft finden: Ben Jonson, der große Rivale und (bedingt) auch Freund Shakespeares, preist zwar in seinem Lobgedicht in der Folio von 1623 Shakespeares Werk in überschwenglichen Wendungen; in einigen privaten Äußerungen aber spricht er sich, neben manchem Lobe, recht zurückhaltend und kritisch über Shakespeare aus. Mir ist dieser Umstand immer nur als ein besonders menschlicher Zug in Ben Jonsons Charakterbild erschienen, aber gegen Shakespeares Autorschaft kann er billigerweise nicht verwendet werden. Übrigens ergibt sich auch aus Ben Jonsons Bemerkungen zwanglos die Identität des Dichters und Schauspielers Shakespeare. Und wenn derselbe Ben Jonson nachgewiesenermaßen auch ein großer Bewunderer und Lobredner Bacons war, dem er manches verdankte,

⁴³⁾ Englisch bei Chambers II 193. Einen Neudruck von *Francis Meres's Treatise 'Poetry'* bietet Don Cameron Allen, Urbana, Illinois, 1933, dazu H. Chr. Matthes im Beiblatt zur *Anglia* 50, 1939, S. 72 und *Anglia* Bd. 50, 1939 (N.F. 53), S. 104 f.

⁴⁴⁾ Vgl. Greenwood, *Sh. Problem Restated*, S. 452 f., bes. S. 483.

so ist es natürlich mit einiger Phantasie leicht möglich, in Ben Jonson den eingeweihten Mitverschwornen zu erkennen, der bei der Drucklegung der ersten Folio die Rolle eines Mittelsmanns gespielt habe; aber das ist dann kein wissenschaftlicher Befund, sondern freie Erfindung⁴⁵⁾.

6.

Und nun zu zwei dem Kreise baconischer Handschriften angehörigen Manuskripten, die von den Baconianern als zwingende Beweise für ihre Behauptungen angesehen werden.

1. Unter den Handschriften Bacons gibt es ein Bündel von etwa 50 Folioblättern, teils von Bacon selbst, teils von anderer Hand sehr unregelmäßig und mit vielen Lücken beschrieben. Sie enthalten allerlei Redensarten, Begrüßungsformeln und Lesefrüchte aus dem Latein und den lebenden Sprachen, u. a. Verse aus Virgil, Ovid, aus einer lateinischen Übersetzung der Rhetorik des Aristoteles, den Adagien des Erasmus und eine Auswahl französischer Sprichwörter. Diese Handschrift wird gewöhnlich als Vorratskammer von Redensarten und eleganten Wendungen (*Promus of Fourmes and Elegancies*) bezeichnet. Sie wurde am 15. Dezember 1594 begonnen. Es sind offensichtlich Notizen zur Verwertung in philosophischen Schriften, vielleicht auch Aufzeichnungen für sprachliche oder stilistische Zwecke. Eine Engländerin, Mrs. Pott, die die Handschrift als erste ganz herausgab⁴⁶⁾, hat sämtliche, nur irgendwie denkbaren Parallelstellen zwischen diesem *Promus* und Shakespeares Werken herausgesucht und dabei zu ihrer Befriedi-

⁴⁵⁾ Ebd. S. 490 f., wo dies aber nur angedeutet wird. Greenwood stellt es weiterhin als unzweifelhafte Tatsache hin, daß Ben Jonson die lateinische Version von Bacons *De Augmentis*, 1623, verfaßt habe. Einen Beweis dafür gibt er nicht, und es gelang mir nicht, einen solchen zu finden. Jedenfalls könnte es sich nur um eine untergeordnete Mitwirkung handeln, denn das lateinische Werk ist eine Erweiterung und Überarbeitung des englischen Originals, die der Natur der Sache nach in allen Hauptzügen nur von Bacon selbst vorgenommen werden konnte.

⁴⁶⁾ *The Promus of Formularies and Elegancies by Francis Bacon, illustrated and elucidated by passages from Shakespeare. Edited by Mrs. Henry Pott, London und Boston 1883. Neuausgabe von Sir E. Durning-Lawrence; Bacon is Sh., London 1910.*

gung nicht weniger als 1655 solcher Berührungen gefunden. Selbst Konrad Meier (a. a. O. S. 37) gibt zu, daß „in der Beleuchtung der einzelnen Einträge durch Belege aus Shakespeare eine vorsichtiger Beschränkung geboten gewesen wäre“. Der schlagendste Beweis dieser Parallelen wird von den Baconianern, so auch von Edwin Bormann (1894) S. 272 ff., in Folio 112, (nach anderer Zählung 111) gesehen⁴⁷⁾. Hier werden allerhand Redensarten und Sprichwörter in mehreren Sprachen über das frühe oder späte Aufstehen, den Schlaf als ein Bild des Todes, über die Morgenröte und über die Nachtruhe erwähnt. Auch der Hahn und die Lerche stehen da — offenbar als Morgenvögel — im ganzen etwa vierzig Eintragungen. Daraus machen die Baconianer (Bormann S. 272) kühnlich „die Vorarbeit zu der 1597 im Druck erschienenen Tragödie „Romeo und Julia“. Dies gelingt deshalb besonders gut, weil man infolge eines Lesefehlers in ein harmloses mönchslateinisches Schülersprichwort (*Surge, puer, mane: sed noli surgere vane*) den Namen Romeo hineingelesen hat (*romē* statt *vane*, noch falsch bei Bormann S. 274; richtig bei Kuno Fischer S. 47 (247) und Sir E. Durning-Lawrence S. 255).

2. Das zweite, noch seltsamere Zeugnis ist das 1867 ans Licht gebrachte, sogenannte *Northumberland Manuscript* aus dem Besitz des Herzogs von Northumberland⁴⁸⁾, das vermutlich ebenfalls in elisabethanischer Zeit, etwa zwischen 1597 und 1603 entstanden ist. Diese unvollständig erhaltne Sammelhandschrift enthielt ursprünglich die Abschriften mehrerer Reden von Bacon im Rahmen eines Festspiels zu einer Hoffeier von 1592, eines Briefs von Sir Philip Sidney und anderer zeitgenössischer Werke, von denen jetzt nur noch einige Reden und Essays Bacons, der Brief von Sidney und eine politische Schrift *Leicester's Commonwealth* vorhanden sind. Auf der ersten Folioseite steht, von einer Schönschreibhand geschrieben, der Anfang eines Inhaltsverzeichnisses, das die Reden Bacons betrifft. Der Rest der Seite ist von einer zweiten, außer-

⁴⁷⁾ In Durning-Lawrences Ausg. S. 255.

⁴⁸⁾ Darüber, mit Nachbildung und Umschrift, Chambers II 196 f. Eine Teilumschrift bei Munro-Chambers, *the Sh.-Allusion Book* 1932, I 40 f. Auch L. Mathy: Deutsche Baconiana II, Febr. 1931, mit Facsimile und Lesungen, die z. T. durch Chambers überholt sind. Ferner K. Fischer S. 27.

ordentlich schwer leserlichen Hand über und über in voller Unordnung mit zusammenhanglosen Namen und Wörtern vollgekritzelt. Wir finden da den Namen *Mr. ffrancis Bacon*, viele Wiederholungen des Namens *William Shakespeare* (ganz oder in Stücken), den Namen eines andern zeitgenössischen Dramatikers (Thomas Nash), den Titel der zwei Shakespeare-Dramen Richard II. und Richard III. und zweier anderer elisabethanischer Dramen, ein langes lateinisches Wort, das in etwas anderer Form auch in der „Verlorenen Liebesmüh“ V. 1. 44 gebraucht wird (*honorificabilitudine*, bei Shakespeare *honorificabilitudinitatibus*), ein ungenaues Zitat aus Shakespeares Epos „Lukretia“ und einen Namen „Adam Dyrmonth“, der nach E. K. Chambers Vermutung der sonst unbekannte Kritzler und wohl auch der Schreiber des Inhaltsverzeichnisses war. Damit kann ein besonnener Beurteiler nicht viel anfangen. Es ist möglich, daß die Erwähnung von Richard II. und Richard III., beide als Shakespearestücke mit Verfasseramen 1589 erschienen, sowie die Nennung der beiden andern Stücke darauf hindeuten, daß diese vier Theaterstücke einmal tatsächlich den Inhalt des Bandes mitgebildet haben: die Stellung dieser Titel in regelmäßiger Anordnung unter dem schön geschriebenen Inhaltsverzeichnis könnte dies jedenfalls andeuten. Aber daß wir die *Gewißheit* hätten, daß der Band auch „Abschriften Shakespearescher Werke“ enthielt, wie noch Kuno Fischer und Ernst Sieper anzunehmen scheinen, davon kann m. E. keine Rede sein. Das einzige, was unumstößlich und interessant genug ist, bleibt die Tatsache, daß hier, in elisabethanischer Zeit, die beiden Namen Shakespeare und Bacon gemeinsam genannt sind⁴⁹⁾, und daß der kritzelnde Schreiber durch diese Namensnennung und die Zitate seine frühe Kenntnis Shakespeares verrät. G. G. Greenwoods

⁴⁹⁾ Einen kühnen Versuch, auf Grund von teils bekannten oder erschlossenen, teils von ihr neu entdeckten Tatsachen, das Rätsel des Northumberland-Manuskripts zu lösen, macht Frances A. Yates in ihrer interessanten *Study of Love's Labour's Lost*, Cambridge 1936. Hierbei fällt auf viele zeitgenössische Anspielungen neues Licht. Insbesondere tritt die Aristokratengruppe, der Northumberland (und Bacon?) angehörten, in ästhetisch-künstlerischen Gegensatz zur Gruppe um Southampton (und Shakespeare), vgl. Kap. 8 und S. 157, Anm.

Versuch, Shakespeare selbst für diese Kritzeleien verantwortlich zu machen, wird von E. K. Chambers als *negligible* abgelehnt^{49a)}.

Auch in Bacons Briefen gibt es einige wenige Stellen, die immer wieder im Sinn der Bacon-Theorie ausgebeutet werden. Nur zwei davon, die als die beweiskräftigsten gelten, seien hier erwähnt. In der Verteidigungsschrift (1604), in der sich Bacon wegen seines schmeichlerischen Verhaltens Essex gegenüber rechtfertigt, führt er an, er habe im September 1600 zur Wiederanbahnung der Versöhnung der Königin mit dem in Ungnade gefallenen Essex ein Sonett verfaßt „obwohl ich bekenne, kein Dichter zu sein“ (*though I profess, not to be a poet*). Daraus machen die Baconianer in falscher syntaktischer Aufteilung (Konrad Meier S. 35): „*though I profess not, to be a poet*“ und übersetzen etwas gewaltsam: „obwohl ich nicht eingestehe, ein Dichter zu sein“ — womit ihre Theorie zu ihrer eigenen Befriedigung wieder voll bewiesen ist⁵⁰⁾.

Auf dieses uns nicht mehr erhaltne Sonett und sein bescheidenes Dichtertalent spielt Bacon vermutlich auch an, wenn er bei der Thronbesteigung Jacobs I. (1603) seinem Freund John Davies (1569—1626, Verfasser des Lehrgedichts „*Nosce te ipsum*“, 1599) um Vermittlung beim neuen Herrscher angeht und ihn im Briefschluß bittet „*to be good to concealed poets*“ („sich heimlichen Dichtern freundlich zu erweisen“; Sieper S. 136; K. Fischer S. 33). Für die Baconianer ist der Sprung von dieser halb scherzhaft gebrauchten Redewendung auf Shakespeares Dramen eine Kleinigkeit. Nüchterne Beurteilung findet sie harmlos und bedeutungslos⁵¹⁾.

7.

Aus Bacons eigener Feder besitzen wir sicher nur einige Psalmenübersetzungen und zwei freie Nachbildungen klassischer Gedichte⁵²⁾. Daß diese wenigen Verse ihn zum großen Dichter stem-

^{49a)} A. a. O. I 506 und Greenwood, *Sh's Handwriting and the North. Ms.*, 1925.

⁵⁰⁾ Vgl. auch K. Fischer, S. 27.

⁵¹⁾ Eine andere, ebenfalls nichts beweisende Anspielung (bei Sieper S. 136, Wolff 151, Wülker 286) bezieht sich auf den Doppelnamen des Peter Southwell, eines Jesuiten, der ursprünglich Bacon hieß.

⁵²⁾ Die Verse sind abgedruckt bei Wülker S. 279 f. K. Meier lobt die Verse und Bacons Dichtertum.

peln, wird — außer den Baconianern — niemand behaupten wollen. Diese aber rechnen es ihm auch hoch an, daß sein gepflegter Prosastil sich gelegentlich in fünffüßige Jamben auflösen läßt, wie sich das bei dem inneren Rhythmus der englischen Sprache häufig von selbst ergibt, gelegentlich wohl auch in der Absicht des Philosophen gelegen sein mag⁵³⁾.

Sehen wir uns nun in der literarischen Theorie, in der Ästhetik Bacons um, an jenen Stellen in seinen philosophischen Schriften, wo er auf künstlerisch-sprachliche Dinge zu reden kommt, so möchte man meinen, daß da einiges für die Bacon-Hypothese zu finden sein müßte. Auch hier wieder haben die Baconianer durch weitherzige Interpretation der fraglichen Stellen in der Tat das gefunden, was sie suchten⁵⁴⁾. Was aber finden wir bei nüchterner Betrachtung? Der einzige Essay Bacons, der von Theateraufführungen handelt, spricht ausschließlich über Maskenspiele und Festaufzüge (No. 37: *Masks and Triumphs*), die Bacon selbst als *toys*, als ‚Spielzeug‘, bezeichnet; er müsse sie aber doch hier erwähnen, weil die Fürsten nun einmal derlei liebten. Im *Advancement Of Learning* (II. Buch, I. 1 und IV. 1—5) teilt er, zum Teil auf klassische, zum Teil auf scholastische Überlieferung gestützt⁵⁵⁾, die Geisteswissenschaften in drei Klassen ein, entsprechend den drei geistigen Kräften des Menschen; und zwar weist er die Geschichte dem Gedächtnis, die Dichtung der Einbildungskraft und die Philosophie dem Verstande zu. Die Dichtung wird dabei zwar sehr hoch gestellt, und es wird ihr — durchaus im Sinne klassischer Überlieferung, etwa des Longinus — sogar eine Teilhaftigkeit am Göttlichen zugeschrieben. Auch findet Bacon in der Dichtung keine Unvollkommenheiten (*deficiencies*), wie er sie bei andern geistigen Betätigungen feststellt. Nach seiner Ansicht sind wir für den Aus-

⁵³⁾ Vgl. besonders E. Bormann, S. 239 f., über „die heimlichen Verse in der Geschichte Heinrichs VII.“

⁵⁴⁾ Vgl. K. Meier, S. 29.

⁵⁵⁾ Vgl. Max Dessoir, Abriß einer Geschichte der Psychologie, Heidelberg 1911, S. 59—60, wo ähnliche Einteilungen der „Viktoriner“ (12. Jh.) gegeben werden: *imaginatio-ratio-intelligentia*, aber noch nicht *memoria*, die jedoch in der physiologischen Psychologie der Araber begegnet. Nach W. Frost, Bacon (München 1927) S. 151, scheint die Einteilung Bacons originell zu sein, ebd. S. 175, 182 über *memoria*.

druck von Gefühlen, Leidenschaften, Lastern und Gewohnheiten den Dichtern mehr verpflichtet als den Philosophen und „in Bezug auf Witz und Sprachkunst stehen sie nur wenig unter den Rednern“ (IV. 5). Des weiteren wird die Dichtkunst eingeteilt in erzählende, darstellende und anspielende Dichtung (*narrative, representative and allusive*). Die lyrische Gattung fehlt also hierbei vollständig, wie besonders Kuno Fischer bemängelnd hervorgehoben hat: mit unnötiger Schärfe, wie mir scheint, denn die allerdings unvollständig erhaltene Poetik des Aristoteles, das große Vorbild all solcher Zusammenfassungen, berücksichtigt die Lyrik ja auch kaum⁵⁶⁾. Von diesen drei Gattungen aber interessiert Bacon, den Rationalisten, eigentlich nur die letzte, die anspielende, die die Allegorie und die Parabel in sich schließt. Von ihr spricht er öfters, und den „Mythologischen Fabeln“ der Antike hat er unter dem Titel „Die Weisheit der Alten“ eine besondere Schrift gewidmet⁵⁷⁾.

Die Hauptstelle über die dramatische Dichtung findet sich bei Bacon im zweiten Buch (13. Kapitel) von *De Augmentis*, einer Erweiterung der eben angeführten englischen Schrift *The Advancement of Learning*. Hier ist es außerordentlich lehrreich zu sehen, daß er — wiederum als Rationalist — das Theater nur vom sittlichen Standpunkt aus wertet und nur von seinen guten und schlechten psychologischen Wirkungen auf die Zuschauer spricht; das zeitgenössische englische Theater aber wird dabei als „verderbt“ und „lächerlich“ gebrandmarkt⁵⁸⁾.

⁵⁶⁾ Vgl. K. Fischer, S. 57 f.

⁵⁷⁾ E. Bormann gründet hierauf seine Behauptung von den „parabolischen Dramen Bacons“. Dagegen besonders K. Fischer, S. 55 f.

⁵⁸⁾ Der lateinische Text auch bei Wülker, S. 285; *De Augm. lib. II, cap. XIII*. In deutscher Übersetzung: „Die dramatische Dichtung, die das Theater zur Welt hat, ist von außerordentlichem Nutzen, wenn sie gesund wäre. Denn nicht klein müßte wohl die Zucht wie die Verderbnis sein, die durch das Theater geschaffen wird. Und die Verderbnis (*corruptela*) ist in dieser Gattung überreichlich, die Zucht aber wird in unseren Zeiten klärlich vernachlässigt. Daher muß in heutigen Gemeinwesen eine dramatische Darstellung für etwas Lächerliches (*res ludicra*) angesehen werden, soweit sie nicht überhaupt zu sehr aus der Satire hervorgeht und beißt. Bei den Alten jedoch trug sie dazu bei, die Gemüter der Menschen zur Tugend anzueifern. Daher wurden diese Aufführungen auch von klugen Männern und großen Philosophen gewissermaßen

Stellt man solchen Erörterungen Bacons, die rein aus der Theorie eines humanistischen Denkens geboren sind, die zahlreichen, unmittelbar empfundenen und erlebten Äußerungen gegenüber, die Shakespeare über die Dichtung, die dramatische Kunst und das Schauspielertum getan hat — im Hamlet, im Sommernachtstraum, in den Sonetten —, so wird jeder Unvoreingenommene die ganze tiefe Wesensverschiedenheit ermessen, die den Dichter und Schauspieler Shakespeare vom Philosophen Bacon trennt.

Dabei ist es wirklich nicht nötig, die Bedeutung Bacons sowohl an sich wie für die Entwicklung der englischen Philosophie, etwa die Erfahrungsphilosophie eines Locke, irgendwie zu verkleinern⁵⁹⁾. Bacon ist, mit manchen andern, ein Schrittmacher auf dem Wege vom Mittelalter zur Neuzeit. Er hat, innerhalb seiner Grenzen, eine wissenschaftliche Methode gekündet, die er für neu hielt; er hat einer Tatsachen-Wissenschaft das Wort geredet; er hat die Wichtigkeit des Experiments hervorgehoben — freilich weder als Erster noch als erfahrener Praktiker. Im Gegenteil sind viele der von ihm angegebenen Versuche (z. B. Gold zu machen, oder Hitze zu erzeugen) völlig unausführbar (vgl. J. Schick im Shakespeare-Jahrbuch 72). Er hat ein fein gegliedertes System der Wissenschaften aufgestellt. In seinen *Essays* hat er ein richtunggebendes Beispiel klarer, geschliffener Stilisierungskunst gegeben, und seine philosophischen Werke sind Muster einer angemessenen, eindeutigen Fachsprache. Aber vom Standpunkt des Gesamtablaufs der abendländischen Geistesgeschichte dürfen seine Verdienste nicht überschätzt werden, und wir stimmen neueren

für ein Steuer der Seele gehalten. Und es ist ja in der Tat sehr wahr und wie ein Geheimnis der Natur, daß der Sinn der Menschen, wenn sie in Massen vereinigt sind, viel mehr als wenn sie allein sind, den Affekten und Eindrücken offen steht.“ Vgl. auch K. Fischer, S. 70, der darauf hinweist, daß diese Stelle erst in der lateinischen Version des Jahres 1623 steht, in *De Augmentis*, noch nicht aber im *Advancement of Learning*, 1603. Sie ist also gleichzeitig mit der Shakespeare-Folio.

⁵⁹⁾ Das Folgende z. T. nach E. Wolff, Sh.-Jb. 59/60, S. 152 f. und *Enycl. Brit.*, 14th Ed., Art. *Bacon*, von Ch. Singer.

Kritikern⁶⁰⁾ bei, die entschieden auf die Schranken seiner Begabung und die Grenzen seines Systems hinweisen. Gerade er, der das Experiment so hoch stellt, hat es versäumt, von den experimentellen Errungenschaften eines Kopernikus, eines Galilei oder gar eines Kepler gebührend oder überhaupt Notiz zu nehmen, geschweige denn sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Von den bahnbrechenden Experimenten eines William Gilbert, des Leibarztes der Königin Elisabeth und Jakobs I., auf dem Gebiet der Elektrizität weiß Bacon nichts, und er war auch nicht Mitglied des gelehrten Klubs, der sich in Gilberts Hause zusammenfand. Der Entdecker des Blutkreislaufs, William Harvey, wurde sogar von Bacon konsultiert, und doch blieben dem Philosophen die medizinischen Experimente seines eigenen Arztes unbekannt. Andererseits aber faßte dieser seine Meinung von Bacons Weisheitslehre in das bekannte Wort zusammen: „Er philosophiert wie ein Lordkanzler.“

Auch Shakespeares Werk ist nicht schlackenlos, was schon Ulrich Bräker, „der arme Mann im Tockenburg“ im 18. Jahrhundert gewußt hat⁶¹⁾; auch er ist seiner Zeit verhaftet in seiner oft noch primitiven dramatischen Technik, in seiner häufig unwahrscheinlichen Handlungsführung, in seiner Stoffwahl, in vielen seiner ästhetischen Maßstäbe. Aber gelingt es uns, all das Zeitgebundene an ihm abzuziehen, das bei ihm nicht wesentlich ist, dann bleibt er das, was Bacon nie sein konnte: der größte Menschenkürder und Menschengestalter, den die abendländische Kultur bisher hervorgebracht hat.

⁶⁰⁾ Vgl. Anm. 59 und W. Frost a. a. S. 46 f. Über die Sh.-Bacon-Theorie urteilt Frost, S. 63 f.: „Heute gilt diese Behauptung als erledigt. Vor allem aus psychologischen Gründen ist es ganz unmöglich, daß dieser philosophische Schriftsteller zugleich ein vollkommener Dichter gewesen sein könnte.“ Frost spricht weiter von Bacons „intellektueller Pedanterie und Umständlichkeit“. — Neuerdings findet sich eine außerordentlich negative Beurteilung Bacons in J. Schicks temperamentvollem Aufsatz „Drei Genies und ein Talent“; Sh.-Jb. 72, 1936, in dem „Sh's Stellung unter den Großen seiner Zeit“, d. h. Kepler, Galilei und Shakespeare, umrissen wird.

⁶¹⁾ „Etwas über William Shakespeares Schauspiele. Von einem armen, ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß, ihn zu lesen“ (d. i. der Schweizer Ulrich Bräker), etwa 1776–1792, verfaßt; 1. Abdruck im Sh.-Jb. 12, 1877, Neudruck Berlin 1911, von Hermann Todsen.

Der weichsten, zartesten Stimmung so gut wie der härtesten, geballten Tragik ist er Meister, des feinsten wie des derbsten Scherzes. Und nicht theoretisierend, rationalisierend, wie Bacon das Leben erfuhr, sondern intuitiv und aus dem eigenen vollen Lebensgefühl schöpfend, vermittelt er ein Weltbild, das heute wie ehemals „den armen ungelehrten Weltbürger“ wie den blasiertesten Denker erschüttert und ihn Transzendentes ahnen läßt. Er gibt uns die Fülle ungezügelter Lebens und zugleich das Bewußtsein einer irgendwie vorhandenen Ordnung, das Chaos der zerwühlten Einzelseele und den Kosmos einer erahnten metaphysischen Wirklichkeit. Und wenn auch der Mensch im Kampf mit weltlichen und überweltlichen Mächten zerschellt, wenn Macbeth, Lear, Hamlet, Romeo, Richard II. und Richard III. zugrundegehen, schuldig oder schuldlos: die Tatsache allein, daß sie den Kampf kämpfen durften, daß sie sich menschlich erfüllen konnten, das hat ihren Lebenswert ausgemacht.

Wenn auch die Philosophiegeschichte uns lehrt, daß Bacon das neue, moderne Zeitalter mit heraufgeführt hat, so fühlen wir bei ihm immer und immer wieder, daß wesentliche Züge an ihm doch noch auf das mittelalterliche Bildungserlebnis, auf die Scholastik, zurückgehen, auch da, wo er gegen sie Stellung nimmt; anderes Wesentliches aber stammt aus der etwas eng und rein rationalistisch erfaßten Antike. Und so darf man wohl nicht mit Unrecht die Frage aufwerfen, ob denn Bacon wirklich schon im eigentlichen Sinne modern sei. Shakespeare aber ist wirklich modern; denn sein Wesen ist zeitlos, heute und je verkörpert er den Menschen in allen seinen Strebungen und Taten, in immer neuen Zuständen und Bewegungen. Und so ist für uns Heutige jener Vers aus Ben Jonsons Preisgedicht noch herrlicher erfüllt, als sein Verfasser es erahnen konnte:

He was not for an age, but for all time!

Sprachforschung, Volks- und Namenkunde auf hessischem Boden

1925—1946

Von Alfred Götze.

Der Vertreter mancher Geisteswissenschaft hat es schwer, dem Rufe nach landschaftsgebundener Wissenschaft zu folgen. Wer in Gießen die deutsche Sprachforschung und Volkskunde zu vertreten hat, käme geradezu in Verlegenheit, wollte er seine Arbeit nicht in den Rahmen der Landschaft stellen und die Aufgaben mit den Kräften ihres Bodens lösen. Gewiß: dieser Boden ist spröde, und seine gute Kraft läßt sich nicht immer leicht erschließen. Auch der Sohn der Landschaft stößt gelegentlich auf zähen Widerstand, wie ihn Karl Glöckner erfahren mußte, der 1913 vorbildlich über die Mundarten der Rhön gearbeitet hat. Er konnte die notwendigen Auskünfte nur mit der größten Mühe erlangen, weil unglücklicherweise ein Beamter des Finanzamts Fulda Glöckner hieß und die befragten Rhönbauern hinter jeder Frage eine neue Steuer argwöhnten. Aber wer in Gießen Deutsch lehrt, bekommt nach und nach Söhne aus allen Teilen seiner Sprachlandschaft in den Hörsaal, durch die er jede Dorfmundart und die gesamte Namenwelt des Gebiets erkunden kann, ohne durch Mißtrauen oder sonstigen Widerstand gehemmt zu werden. So ist in Gießen von je landschaftsgebundene Germanistik getrieben worden, vom ersten Inhaber des Lehrstuhls an, dem in Nieder-Florstadt 1804 geborenen Karl Weigand, den die Brüder Grimm als treuen Sohn der Wetterau schätzten, bis heute. Gewiß, der Germanist hat noch andere Pflichten: daß auch sie hier nicht vernachlässigt worden sind, dafür bürgen die Namen der beiden andern Inhaber des Lehrstuhls, Wilhelm Braune (1880—88) und Otto Behagel (1888—1925). Mit diesem Jahr beginnt dann der Arbeitsabschnitt,

über den hier berichtet werden soll. Der Bericht gliedert sich nach den vier Werken, in denen die landschaftsgebundene Wissenschaft dieses Arbeitsfelds ihren äußeren Niederschlag gefunden hat.

1. Das Hessische Flurnamenbuch

ist ein Unternehmen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde und in deren Namen 1912 von J. R. Dieterich mit einer grundsätzlichen Einleitung begonnen worden, die bis heute ihren hohen Wert behauptet. Sie eröffnet Heft 1, in dem W. Hotz die Flurnamen der Grafschaft Schlitz darstellt. Ihm folgt L. Fleck 1921, der in Heft 2 die Flurnamen von Kohden mit Salzhausen behandelt. Heft 3 bringt 1930 die erste von mir in Gießen veranlaßte Flurnamenarbeit, zuletzt ist 1944 Heft 28 erschienen. Je fünf Hefte bilden einen Band, fünf Bände liegen abgeschlossen vor. Neunzehn weitere Arbeiten über hessische Gemarkungen sind in Gang, nicht wenige davon stehen dicht vor dem Abschluß, einige sind fertig für den Setzer.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, im Ton der Aufzählung fortzufahren. Der lebendige Reichtum der Arbeiten wäre damit nicht auszuschöpfen, die jede ihr eignes Gesicht bekommen haben, indem sie, jede in ihrer Weise, den so verschiedenen Aufgaben gerecht zu werden suchen, die Dorf, Marktflecken, Kleinstadt und Stadt, Ebene, Gebirge und Wasser, Weide, Acker, Wald und überbautes Gelände dem Flurnamenforscher stellen. An der Buntheit der Aufgaben liegt es, daß die Flurnamenarbeiten — auch innerhalb unsres hessischen Werks — so grundverschieden aussehen. Diese Buntheit gilt uns als Vorzug. Einer muß den andern gelten lassen. Der allzu jugendliche Forscher, der nach den bescheidenen Erfahrungen an seinem Dörflein allen andern vorschreiben will, wie Flurnamenforschung zu betreiben sei, verdient kaum ein müdes Lächeln. Allen Betrachtungsweisen offen und jedem tüchtigen Verfahren gewachsen zu sein, das ist die Kunst.

Einen festen Standpunkt soll dabei freilich jeder haben, und nur methodische Besinnung kann ihn sichern. Flurnamenforschung kann auf sehr verschiedene Arten betrieben werden. Die landschaftlichen Grundlagen sind überall anders, so daß schon die

Sammlungen von grundverschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Danach haben die Forscherpersönlichkeiten dafür gesorgt, daß die Sammlungen nach überall abweichenden Gesichtspunkten aufbereitet wurden, so daß ein ungemein buntes Gesamtbild entstanden ist. Dr. Heinrich Höhn, der sich mit einer geschichtlichen Arbeit die Sporen verdient hat, versucht 1935 Ordnung in dieses Wirrnis zu bringen, indem er „Wege und Ziele der Flurnamenforschung“ (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 43) aufstellt. Der Aufstieg der Flurnamenforschung von der Hilfswissenschaft sprachlicher und geschichtlicher Fächer zur Namenkunde mit eigenem Recht wird verfolgt, die volkskundliche Betrachtungsweise von der flurkundlichen abgehoben, das vergleichende Verfahren und das Bemühen um die zeitliche Schichtung der Flurnamen werden gekennzeichnet und die Kulturkreisforschung in ihrem Ringen um unser Gebiet geschildert. Als unerläßliche Grundlage jeder Flurnamenarbeit bleibt die sprachliche und sachliche Deutung der Namen. Wer diese Grundaufgabe befriedigend gelöst hat, kann darüber jedes Gebäude errichten, für das er die Verantwortung tragen will. Daß er aber die Tatsachen und Gesetze der Sprache seiner Namen, die Zeit und Verbreitung ihrer Bildungsweisen kenne, bleibt unerläßliche Grundforderung. Weitherzigkeit hier führt zu Pfuschertum, das durch kein noch so kühn und anspruchsvoll aufgetürmtes Gedankengebäude zur tüchtigen Arbeit umgelogen werden kann.

Soll die sprachlich-sachliche Deutung der Namen künftig unserer hessischen Flurnamenforschung die gesunde Arbeitsgrundlage geben, so war es nötig, den beteiligten Forschern eine sprachliche Anleitung zu verschaffen, die möglichst alle die auf jeder Gemarkung wiederkehrenden Schwierigkeiten behebt, die grundsätzlichen Fragen beantwortet und die zunächst offen bleibenden Rätsel sauber umschreibt. Wir haben eine solche Anleitung seit 1936: Fritz Ströh hat in seiner umfassenden Untersuchung „Zur Deutung hessischer Flurnamen“ (Hessische Blätter für Volkskunde 35, 1—48) die geschichtlich-vergleichende Auffassung an diese Namenwelt herangetragen, die Stellen gezeigt, an denen die älteren Forscher stehen geblieben oder Irrwege gegangen sind, vor allem aber denen, die neu des Weges kommen, die Pfade geebnet.

Mustergültig ist hier gezeigt, wie der Name seinem Wesen nach allen Lebensbereichen in der Tiefe verbunden ist und wie darum seine Deutung der Kenntnis dieser Zusammenhänge entspringen muß. Der klare Grundsatz: ‚Da der Name den Gesetzen der Sprache unterliegt, ist Namendeutung allein auf sprachwissenschaftlicher Grundlage möglich‘ wird an etwa sechshundert hessischen Beispielen einleuchtend entwickelt. Wir können ruhig behaupten, daß dank dieser vorbildlichen Untersuchung die hessischen Flurnamenforscher sprachlich festeren Boden unter den Füßen haben, als ihre Weggenossen in jeder andern Sprachlandschaft.

Es gibt Vorarbeiten der Flurnamenforschung, die ein für allemal erledigt werden müssen, damit nicht jeder Einzelbearbeiter aufs neue an derselben Stelle stockt und seufzend mit Ziegelstreichen beginnt, statt ungehemmt sein Gebäude aufzuführen. Die Flurnamen der alten Zeit sind größtenteils in den herrschaftlichen Sal- oder Lagerbüchern verzeichnet. Sie vorbereitend zu erschließen ist die seufzerreiche Vorarbeit für die Darstellung jeder einzelnen Gemarkung. Hier den Weg für alle künftigen Forscher zu ebnen ist wenigstens auf einem Teilgebiet gelungen, dank der aufopfernden Arbeit Eduard Edwin Beckers, der die Salbücher des Kreises Alsfeld wissenschaftlich erschlossen und in Auszügen mitgeteilt hat (Alsfeld, Verlag von F. Ehrenklau 1940). Als nach dem Tode Landgraf Philipps des Großmütigen (1567) sein Land in vier Teile zerlegt wurde, erhielt das größte Stück des heutigen Kreises Alsfeld Landgraf Ludwig IV. zu Marburg, ein sorgfältiger Verwalter, der alsbald den Rentmeistern seiner Ämter befahl, Salbücher anzulegen, die die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Ämter und Orte verzeichneten. Der Rentmeister reiste mit seinem Schreiber von einem Ort zum andern, lud die Ältesten und Zuverlässigsten, vereidigte sie und vernahm sie über die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse des Ortes. Die Namen aller Einwohner, die Rauch hielten (d. h. selbständige Wohnung hatten), wurden verzeichnet, bei jedem alle Rechte des Landgrafen und seine Einkünfte. Jeder, auch der kleinste Zins wurde mit dem Hof, dem Acker oder der Wiese gebucht, auf denen er ruhte; Zehnte auf altem Gut und auf Rodland, Angaben über Leibeigenschaft und Frondienste, über die kirchlichen Verhältnisse, über Wal-

dungen, Holz- und Mastrechte vervollständigen das Bild. Von diesen Aufzeichnungen wurden in den Jahren 1573 bis 1592 Reinschriften hergestellt, die sich erhalten haben: sie bilden die Grundlage für Beckers kritische Arbeit. Die Wichtigkeit dieser Salbücher für die Namengeschichte des Landes am Nordhang des Vogelsbergs liegt auf der Hand: sie enthalten die Namen aller Sippen sowie aller Fluren und Örtlichkeiten in ihrem Bezirk. Beckers grundlegende Arbeit wird sogleich für die oberhessischen Hefte des Flurnamenbuchs genutzt. Der Wunsch, auch für die andern Kreise ähnliche Hilfsmittel zu bekommen, hat Aussicht auf Erfüllung.

Die im Hessischen Flurnamenbuch vereinigten Darstellungen sind leicht zu finden und brauchen hier nicht einzeln aufgezählt zu werden. Keines Wortes bedarf auch, daß sie von verschiedenem Wert sind und von der schlichten Bestandsaufnahme aufsteigen bis zur allseitigen Darstellung, die jedes Rätsel löst, das sich an die Flur und ihre Namenwelt knüpft. Niemals unterlassen ist die Beigabe einer ausreichenden Karte. Über die bisher ungedruckten oder noch unvollendeten Arbeiten zum Flurnamenbuch unterrichtet bibliographisch und im Kartenbild eine im Deutschen Seminar aufgehängte, stets ergänzte Tafel, die u. a. verhüten soll, daß sich neue Bearbeiter um Stücke des hessischen Landes bemühen, die schon ein anderer unter der Feder hat. Auf eins der neueren Stücke sei hingewiesen, weil sich an ihm Arbeitslage und Forderungen besonders gut zeigen lassen.

1941 vollendet ist Magdalene F e c h e r s Arbeit über die Namen von Lorsch. Diese Gemarkung ist in der besonderen Lage, für die frühe Zeit ihrer Entwicklung im *Codex Laurehamensis* über aufschlußreiche Quellen zu verfügen. Vom 9. Jahrhundert an liegen dann weite Strecken in vollkommenem Dunkel, erst die Neuzeit öffnet wieder reiche Quellen. Die Aufgabe — in dieser Schwierigkeit einmalig auf hessischem Boden — aus einem solchen Befund die Namenwelt lückenlos und einheitlich aufzubauen, ist gelöst: ein Bild von ungewöhnlicher Fülle und Tiefe hat erarbeitet werden können. Die geschichtliche Einleitung holt mit Recht weiter aus, als es sonst in Flurnamenarbeiten geschieht. Die Besitzverhältnisse des Klosters in seiner eigenen Gemarkung werden restlos geklärt

und anschaulich herausgearbeitet. Die Deutung der Namen ergibt sich zwanglos aus der überzeugenden Darlegung der sachlichen Verhältnisse. Keine der Fragen, die Aufklärung verdienen, bleibt ungelöst. Eine der anspruchsvollsten Gemarkungen im hessischen Gesamttraum hat in vieljähriger Arbeit eine Darstellung gefunden, die auch auf räumlich und sachlich benachbarte Gebiete Licht ausstrahlen wird.

Noch ist darauf hinzuweisen, daß nicht alle Arbeiten über hessische Flurnamen in unserm Sammelwerk vereinigt sind. Auch hier erweist sich die im Deutschen Seminar zugängliche Tafel nützlich: sie verhütet, daß ältere oder verstreute Forschung übersehen und schon getane Arbeit zum zweitenmal angegriffen wird.

2. Die Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, begründet 1921, waren unter der Leitung von Otto Behaghel eine germanistische Zeitschrift, die in Gießen erschien, weil ihr Begründer hier wirkte. Seit ich Gelegenheit hatte, von mir beratene Arbeiten beizusteuern, habe ich eine innere Beziehung zum hessischen Raum hergestellt, zuerst 1927 mit Heinrich Schudts „Wortbildung der Mundart von Wetterfeld“ (Heft 20). Neben den Hunderten von Laut- und Formenlehren deutscher Mundarten sind die Wortbildungslehren bis heute selten geblieben; bei ihrem Erscheinen war Schudts tüchtige Leistung ein Vorstoß in unbekanntes Land. Dabei hat sich sein Geburtsort Wetterfeld am Westhang des Vogelsbergs als geeigneter Ausgangspunkt bewährt. Die fünfhundert Bewohner sind größtenteils Landwirte, die ihre Gemarkung nicht so leicht verlassen, aber auch die paar Gruben-, Steinbruch-, Zigarrenarbeiter usw. kommen selten über die Nachbarstädtchen Laubach und Grünberg hinaus; eine Reise in das dreißig Kilometer entfernte Gießen kostet einen Entschluß. Die Nebenbahn Hungen—Mücke, die durch die Gemarkung fährt, bringt nur geringen Verkehr, auch Kirche und Schule haben die Mundart wenig beeinflußt, und wenn der Wortschatz ein paar fremde Eindringlinge aufweist, von der Wortbildung konnte Schudt ein unverfälschtes, höchst altertümliches Bild entwerfen.

Eine Wortbildungslehre einer hessischen Mundart ist nach Schudt leider nicht wieder geschrieben worden — ebenso mangelt es daran in andern Sprachlandschaften. Wohl aber konnte eine Reihe von Arbeiten zur sonstigen Mundartgrammatik abgeschlossen werden. Allen voran, auch was umfassende Bedeutung und geistige Durchdringung angeht, konnte Fritz Stroh 1928 seine „Probleme neuerer Mundartforschung, Beobachtungen und Bemerkungen zu einer Darstellung der Mundart von Naunstadt“ (Gießener Beiträge 24) vorlegen. Hier wird die Taunusmundart des Verfassers zum Ausgangspunkt grundsätzlicher Erwägungen und Entscheidungen genommen, die auf die Fachgenossen so überzeugend gewirkt haben, daß das starke Heft wenige Monate nach Erscheinen beim Verleger vergriffen war.

Walter Seibt hat 1930 „Zur Dialektgeographie der hessischen Bergstraße“ geschrieben (Gießener Beiträge 27). Er geht von der Mundart seiner Heimat Heppenheim aus, die er umfassend darstellt, immer mit dem Blick auf die Abweichungen in den Nachbarorten, so daß dem Leser ein Gesamtbild der sprachlichen Verhältnisse am Westhang des Odenwalds erwächst.

Entsprechendes leisten 1933 Hermann Bessers „Grundlagen der Mundartgeographie des südlichen Rheinhessens“ (Gießener Beiträge 30) für die Kreise Worms und Alzey, nur daß hier der Blick von der Mundart des Ausgangsorts Abenheim sogleich auf die Vielfalt der spätmittelalterlichen Herrschaftsgrenzen gelenkt wird, die in einer geordneten Fülle von Sprachscheiden fortwirken bis heute.

Otto Gregorys „Flächengrammatik des Gebietes von Plettenberg“, 1934 als Heft 35 der Gießener Beiträge erschienen, unternimmt Ähnliches für ein Stück des südlichen Westfalens, fällt damit aber aus dem Kreis der hier beabsichtigten Würdigung heraus, wie die sprachlich gerichtete Mehrzahl der Gießener Beiträge. Eine Ausnahme bildet Heft 25.

Paul Kadel hat 1928 seine „Beiträge zur rheinhessischen Winzersprache“ drucken lassen. Seine Sammlungen reichen in viel frühere Zeit zurück und sind an vielen Orten immer neu nachgeprüft worden. Da der Verfasser der rebengesegneten Nordwest-

ecke Rhein Hessens entstammt, hat er mit unbedingter Sachkunde den Grund zur Erforschung der deutschen Winzersprache legen können, auf dem andere alsbald weitergebaut haben. Wie Kadel von den gerade auf diesem Gebiet besonders ergiebigen Sammlungen des Südhessischen Wörterbuchs reichen Gewinn ziehen konnte, so kommen nun in gesunder Wechselwirkung seine Arbeitsfrüchte dem Wörterbuch zugute.

Verhältnismäßig leicht hat es die Namenforschung, sich an die Grenzen der Sprachlandschaft zu halten. Ein junger, aber wichtiger Ausschnitt der Namenwelt sind die Familiennamen. Bevor wir zu einer Gesamtschau für das ganze deutsche Sprachgebiet aufsteigen können, brauchen wir landschaftliche Namenbücher, wie sie manche deutsche Landschaften schon haben. Ein Bearbeiter für das hessische Familienbuch ist in Fritz Stroh gefunden, ihm fehlten aber bisher die örtlichen Vorarbeiten. Den von je schmerzlich empfundenen Mangel zu beheben wollte lange Zeit nicht gelingen. Zwar kam 1938 die Arbeit von Wilhelm Fay unter Dach, die über die „Grüninger Namengebung. Vergangene und lebende Namen eines oberhessischen Dorfs“ handelt (Gießener Beiträge 59). Aber im Blickpunkt stehen hier die dörflchen Übernamen, die sich in prächtiger Entfaltung darbieten und von einem Sohne des Orts erschöpfend dargestellt werden, mit dem Blick auf das Grundsätzliche und zugleich mit dem Humor, der allein der Sache gerecht werden kann. Aber auf die Familiennamen Grüningers fallen nur Streiflichter.

Ähnlich steht es bei Johannes Frey, der im selben Jahr seine Arbeit über „Heiligenverehrung und Familiennamen in Rhein Hessen“ vollendet hat (Gießener Beiträge 61). Von der theologischen wie von der sprachgeschichtlichen Seite her mit seinem Gegenstand vertraut, hat Dr. Frey seine rheinhessische Heimat viele Jahre immer neu durchstreift, jeden Pfarrer und Bürgermeister um die Geburtsregister, Tauf-, Trau- und Sterbebücher seines Orts befragt und die Patronate der Heiligen in ihrem Einfluß auf die gesamte Namengebung des Lands untersucht. Da dieser Einfluß über die Taufnamen geht, ziehen diese den Hauptgewinn aus Freys sorgsamer Untersuchung. Familiennamen werden nur soweit aufgeklärt, als sie (wie Arnold, Burkhard, Oswald) auf heimischen

oder (wie Adrian, Alban, Bartholomäus usw.) auf zugewanderten Taufnamen beruhen.

Die Familiennamen als solche nehmen erst drei junge Forscher in den Jahren 1939 und 1940 aufs Korn: Walter von Hahn mit seinen „Darmstädter Familiennamen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“ (Gießener Beiträge 69), Adolf Failing mit den „Familiennamen von Uelversheim in Rheinhessen“ (das. 72), Otto Knauß mit der „Entstehung der Grünberger Familiennamen“ (das. 74). Starkenburgs Anteil umfaßt die alten Namen der Landeshauptstadt, die eine glückliche Überlieferung so überreich darbietet, daß die Zeit nach 1600 künftiger Darstellung vorbehalten bleiben muß, für die alle wichtigen Grundlagen schon beisammen sind. Das rheinhessische Dorf Uelversheim konnte von seinem langjährigen Pfarrer Failing, der diese Namenwelt auch sippenkundlich vollkommen beherrscht, erschöpfend dargestellt werden. Die Begrenzung auf den engen Raum eines Dorfs erlaubte hier allen Namenrätseln auf den Grund zu gehen. Vorläufig einige Fragen offen lassen mußte Otto Knauß in der oberhessischen Kleinstadt Grünberg, weil sich hier ganz überraschend eine überwältigend reiche Namenwelt aufgetan hat. Dafür konnte er bei der engen Verbundenheit Grünbergs mit der nahen Provinzhauptstadt eine Menge von Gießener Namenrätseln lösen, was der in Gang befindlichen Untersuchung der Gießener Familiennamen zugute kommt. 1941 erschienen ist Otto Oppers Arbeit über die Rumpenheimer Familiennamen (Gießener Beiträge 79), dem Abschluß nähert sich eine Arbeit über die Familiennamen von Oppenheim am Rhein. Dem Bearbeiter des Hessischen Familiennamenbuchs werden damit Vorarbeiten aus möglichst verschiedenen Landesteilen geboten, die in jeder Hinsicht voneinander abweichen: in den Ausgangspunkten, im Arbeitsgang wie in den Ergebnissen.

Die meisten Hefte der „Gießener Beiträge“, die landschaftsgebundene Wissenschaft bieten, gehören der Volkskunde an. Sie werden hier in der Folge ihres Erscheinens vorgeführt. Aus Bisses in der südlichen Wetterau stammt Hugo Koch, der 1935 über „Hexenprozesse und Reste des Hexenglaubens in der Wetterau“ gearbeitet hat (Gießener Beiträge 37). Beobachtungen aus dem Alltag seiner Heimat hatten ihn darauf hingewiesen, wie zäh be-

stimmte Reste des Hexenglaubens noch heute im Volk wurzeln. Von da war er zu den Akten der Hexenprozesse des peinlichen Halsgerichts zu Bingenheim gelangt. Indem er sie der Aberglaubenforschung erschließt, schlägt er die Brücke von dem unbarmherzigen Tun des 17. Jahrhunderts zu dem noch längst nicht harmlos gewordenen Glauben der Gegenwart, stets unter Hervorhebung des landschaftlich Besonderen, das in der Tat unsere Aberglaubenforschung bereichert.

Um den Grund zu einer wissenschaftlichen Volkskunde Hessens zu legen, hat einst Otto Behaghel einen umfassenden, volkskundlichen Fragebogen verfaßt und an alle Ortschaften Hessens versenden lassen. Zur Ergänzung haben Hugo Hepding, Georg Koch und Otto Schulte einen besonderen Fragebogen über Kinderlied und Kinderspiel verfaßt, die Hessische Vereinigung für Volkskunde hat ihn ausgeschickt. Als Antworten sind Hunderte von Aufzeichnungen zusammengekommen. Die Vereinigung verwahrt sie, sauber geordnet und fachmännisch durchgearbeitet, in ihrem Archiv, in der Gießener Universitäts-Bibliothek, eine Fundgrube für das hessische Volksleben der nahen Vergangenheit. Die Auskünfte über das Kinderspiel hat Anna Elisabeth Möller 1935 zu ihrem „Kinderspiel in Hessen“ (Gießener Beiträge 39) verarbeitet, einer der seltenen Darstellungen des Kinderspiels einer Landschaft, die dessen Wesen im ganzen Umfang sichtbar werden läßt. Der ganze Reichtum seiner formalen und inhaltlichen Werte, seine Gefühle und Beziehungen treten ins Licht. Die sonst übliche Betrachtung unter einem einzelnen Gesichtspunkt, dem sprachlichen, psychologischen, pädagogischen usw., ist ersetzt durch eine rein landschaftliche Betrachtungsweise, die sich sogleich in ihrer ganzen Fruchtbarkeit bewährt.

Zur geschichtlichen Vertiefung der volkskundlichen Wissenschaft muß noch fast alles geschehen. Einen tapferen Vorstoß in dieses sonst mit Vorliebe gemiedene Gebiet hat 1937 Lotte Uhl getan mit ihrer Arbeit „Alberus und die Musik“ (Gießener Beiträge 47). Erasmus Alberus, um 1500 in Bruchenbrücken in der Wetterau geboren, hat 1540 das erste deutsche Wörterbuch herausgegeben. Hier und in den vielen andern Werken des Theologen, Fabeldichters und Musikers tritt die Fachsprache der zeitgenössi-

sehen Musik vielfach hervor. Sie in Beziehung zur heutigen Volksmusik zu setzen war die Aufgabe, die die Verfasserin mit guter Sachkunde und feiner Einfühlung gelöst hat.

Herbstein am einst fuldischen und darum heute noch katholischen Osthang des Vogelsbergs ist die Heimat Karl Georg Berg-höfers, der 1937 über „Geburt und Kindheit im Brauch katholischer Orte des Vogelsbergs und der Wetterau“ gearbeitet hat (Gießener Beiträge 57). Er hat sich zu Herbstein die übrigen katholischen Orte Oberhessens ausgewählt, weil er hier einen gemeinsamen, klar abgegrenzten geistigen Raum vorfand, der besonders reichen Ertrag verhielt. In jedem der siebzehn Orte hat er sich einen „echten“ Gewährsmann gesucht und oft tagelang ausgefragt. Alles Brauchtum ist zusammengetragen, wie es das Leben von der Geburt über die Kindheit zur Hochzeit, vom gemeinsamen Weg durch Arbeit und Feste bis schließlich zum Tode erfüllt. Gedruckt sind nur die Stücke „Geburt und Kindheit“.

Dem Führer der hessischen Volkskunde, Hugo Hepding, ist zum 60. Geburtstag Band 60 der Gießener Beiträge überreicht worden: „Volkskundliche Ernte, Hugo Hepding dargebracht am 7. September 1938 von seinen Freunden.“ Der einleitenden Untersuchung, die Hans von der Au dem Bajeßmann widmet, wird sogleich beim Volkstanz zu denken sein. Unserm hessischen Raum entnehmen ihren Beitrag ferner Wilhelm Hoffmann (Volks-tümliche Neck- und Schwankdichtung in Rheinland und Hessen), Bernhard Martin (Erntegatter am Bauernwagen in Oberhessen und Waldeck), Friedrich Mössinger (Vom Weihnachtsbaum im Hessischen), Wolfgang Stammer (Atzmann im Mainzer Dom), sowie Fritz Stroh (Das Lied der hessischen Landgänger), doch versteht sich bei der Absicht dieser Festgabe ohne weiteres, daß auch die andern Zwanzig ihren Glückwunsch mit einer Beziehung auf die hessische Volkskunde und einem Dank an die Heimat der Brüder Grimm verbinden. Als Jahregabe für 1938 ist der Festband allen Mitgliedern der Hessischen Vereinigung für Volkskunde zugegangen.

Aus dem zweiten Reichsberufswettkampf der deutschen Studentenschaft ist 1939 Margarete Kellers „Sage und Lied in Kleeberg“ (Gießener Beiträge 66) hervorgegangen, wie kurz vorher

Kurt Jägers „Flurnamen der Gemarkung Kleeberg“ (s. o.). Wieder hat sich die ländliche Abgeschlossenheit des Dörfchens bewährt, in der sich Sage und Lied unerschüttert und unvermischt am Leben halten konnten. Die Sammelarbeit ist auf wirkliche Erfassung der gesamten Bevölkerung abgestellt gewesen, so daß neben den Erinnerungen der Alten die folgerichtige Fortentwicklung bei den jüngeren und jüngsten Geschlechtern zutage kommt. Bei den Liedern, zu denen auch 23 Singweisen mitgeteilt werden, ist eine deutliche Schichtung erkennbar. Bei den Sagen muß gelegentlich von Verfall gesprochen werden, immer aber kann das feine Empfinden gerühmt werden, mit dem die Kleeberger dem Untergang des wertvollen Sagenguts nachtrauern.

Hans von der Au weist 1939 in seinem Buch „Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen“ (Gießener Beiträge 70) dem Tanz seine Stelle im Brauchtum des rheinfränkischen Raumes an. Als bester Kenner der Volkstänze dieses Gebiets wird er seinem Gegenstand in Darstellung und Deutung unbedingt gerecht. Aus der Rolle eines Stiefkinds der Wissenschaft tritt bei ihm der Tanz in die Rechte des Erstgeborenen, wie denn entwicklungsgeschichtlich das Springen vor dem Klingen und Singen zur Stelle war. Fügt man zu der deutenden Bestandsaufnahme von 1939 die Untersuchung „Der Bajemann, ein Spessarter Volkstanz“, die Hans von der Au 1938 in den Gießener Beiträgen 60, 1—17 veröffentlicht hat, und die tanzgeschichtlichen Arbeiten, die von ihm Jahr für Jahr in den ‚Hessischen Blättern für Volkskunde‘ sowie in ‚Volk und Scholle‘ erscheinen, so wird deutlich, wie durch ihn der rheinfränkische Volkstanz zum bestuntersuchten des gesamten deutschen Sprachgebiets geworden ist.

Als wir zur Eröffnung des neugebauten Kollegienhauses der Ludwigs-Universität im November 1940 die Ausstellung „Landschaftsgebundene Wissenschaft“ eröffneten, da griffen deren Besucher voll des lebhaftesten Anteils nach dem mitausgestellten Buch „Vogelsberg und Wetterau in alten und neuen Zeugnissen für Sinn und Art ihrer Bauern“ von Dr. jur. Moritz Hansull“ (Gießener Beiträge 75). Die Schrift ist in wenig Wochen ausverkauft worden. Der Verfasser, der als Landgerichtsrat i. R. in Gießen lebt, hat lange Zeit als Richter auf dem Vogelsberg und in der

Wetterau gewirkt, stets bemüht, in Sinn und Art der beiden ihm von Kind auf vertrauten Landschaften immer tiefer einzudringen. Von den Speichern und aus den Aktenkammern hat er sich die Gerichtsakten aus alten Tagen bringen lassen und mit dem Stift in der Hand sie durchgearbeitet. In jahrzehntelanger Arbeit sind die Auszüge vermehrt und gesichtet worden, das Kennzeichnendste ist in den Druck eingegangen, vermehrt um wertvolle Beobachtungen aus dem Munde des lebenden Volks, das ihn in Amt und Leben dauernd umgab. Wir aber erhalten so eine Kennzeichnung der benachbarten und doch so verschiedenen Herzlandschaften des oberhessischen Gebiets, wie sie auf anderm Wege nicht zu gewinnen war: prachtvoll in ihrer ungeschminkten Derbheit und in jedem Wort herzerfrischend echt, ein Stück Volkskunde, um das uns die Nachbarlandschaften mit Recht beneiden.

3. Das Südhessische Wörterbuch,

1923 als Unternehmen der Hessischen Historischen Kommission begründet, will die Volkssprache der vormaligen Provinzen Starkenburg und Rheinhessen möglichst umfassend erforschen und darstellen. Die Sammlung ist heute im großen und ganzen abgeschlossen; zusammengekommen ist sie durch die treue Gemeinschaftsarbeit von mehr als sechshundert Sammlern aller Stände und Berufe. Besonders rege hat sich durch unmittelbare und mittelbare Hilfe die hessische Lehrerschaft beteiligt, deren selbstloser Einsatz immer wieder gerühmt werden muß. Der größte Teil unseres Stoffs beruht auf der Beantwortung von Fragebogen, die den Wortschatz aller Lebensgebiete des südhessischen Volks planmäßig abfragen. Bei ihrer Abfassung haben die Aufgaben und Ziele unserer landschaftlichen Wortforschung ein erstes Mal Gestalt gewonnen. Als sich diese im Fortgang der Arbeit immer deutlicher abzeichneten, sind wir (um Lücken zu füllen, dann aber auch, um geeignete Unterlagen für künftige Einzelforschung zu schaffen) zur freien Sammlung ohne die Hilfe von Fragebogen fortgeschritten. Diese letzte Art der Stoffbeschaffung dauert heute noch an. Die Fühlung mit den Sammlern, bei einem Werk, das ein Stück des sich ewig erneuenden Volkslebens spiegelt und sein Wesen

darlegt, besonders wichtig, wird ständig aufrecht erhalten. Als äußeres Zeichen dafür gehen jedes Jahr ein Arbeitsbericht und eine Dankesgabe in Form einer wissenschaftlichen Untersuchung, die ihren Stoff aus den Beständen des Südhessischen Wörterbuchs nimmt, an die Mitarbeiter im Land.

Die Kanzlei, die seit ihrem Bestehen im Gießener Deutschen Seminar Gastrecht genießt, arbeitet nach festem Plan. Der eingesandte Stoff wird zunächst verzettelt. Für jedes Haupt-, Zeit-, Eigenschaftswort usw. wird ein besonderer Zettel angelegt, der den Sinnzusammenhang des Wortes stets kenntlich bleiben läßt. Im nächsten Arbeitsgang wird das derart vereinzelt Wort als Stichwort in neuhochdeutscher Form oben auf den Zettel gesetzt, damit dieser ins Alphabet eingeordnet werden kann. Damit ist die äußere Grundlage für die Bearbeitung des Wörterbuchs geschaffen. Unser Zettelbestand ist noch ständig im Wachsen; er wird in Kürze die Zahl von rund einer Million Zetteln erreichen. Die Hauptarbeit des Verzettelns ist geleistet. Bei einigermaßen günstiger Entwicklung der äußeren Umstände wird diese Grundlage aller weiteren Arbeit in absehbarer Zeit beendet sein. Zu tun bleibt noch viel bei der zeitraubenden Einordnung der Zettelmassen ins Alphabet. Nur im Groben, nach dem ersten, zweiten und allenfalls dritten Buchstaben des Anlauts ist ein großer Teil der Bestände geordnet. Für die Ordnung ins Feine und einzelne bleibt noch ein reiches Tätigkeitsfeld im Rahmen der Vorarbeiten, vor deren Abschluß die Ausarbeitung des Wörterbuchs nicht beginnen kann.

Beim Überblick über ein so umfangreiches Werk drängt sich gebieterisch die Frage auf: was kann und soll das Unternehmen, das mit so viel Mühe aufgebaut wird, einmal leisten? Welcher Gedanke liegt ihm zugrund, wo sind seine Aufgabe und sein Ziel zu erblicken? Die Festlegung des Sprachguts, das sich von einem Geschlecht zum andern unaufhaltsam ändert, kann nicht das letzte Ziel sein. Auch die Erforschung phonetischer oder sonst grammatischer Zustände allein würde den ungeheuren Arbeitsaufwand nicht rechtfertigen. Seinen Sinn empfängt unser Werk von den höheren Gesichtspunkten der Kulturraumforschung und der Volksforschung her, als Träger geschichtlicher und volkskundlicher Aufgaben. Die klare Erkenntnis dieser Aufgaben und den festen Wil-

len, ihnen auf jede Weise gerecht zu werden, zeigen schon die bisherige Auswertung der Sammlungen und die grundlegenden Schriften der beteiligten Forscher. Sie bestimmt das Arbeitsverfahren der Mitarbeiter. Hier sei vor allem auf zwei grundlegende Schriften hingewiesen: Friedrich Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen. Gießen 1930 (= Hessische Blätter für Volkskunde 28, 43—109), und Fritz Stroh, Hessische Forschung. Von Sinn und Leistung des Südhessischen Wörterbuchs. Gießen 1934 (= Mitteilungen des Oberhessischen Geschichts-Vereins 32, 8—35).

Die Mundartforschung hat sich im Lauf einer hundertjährigen Entwicklung in ihrer Zielsetzung stark gewandelt. Sie ist einst ausgegangen von der Annahme geschlossener, fest begrenzter Mundarträume, die sich im wesentlichen mit den Stammesgebieten der deutschen Vorzeit decken sollten. Als man daran ging, die Volkssprache dieser vorausgesetzten Räume nach Lauten, Wortformen, Satzbau und Wortschatz zu untersuchen und danach ihre Eigenart näher zu bestimmen, mußte man erkennen, daß es Sprachlandschaften von der geforderten Geschlossenheit nicht gibt, sondern daß die Grenzen für die einzelnen sprachlichen Erscheinungen völlig verschieden sind, daß sie oft wirr durcheinanderlaufen je nach den verschiedenen Einflüssen von außen und der Stärke ihrer Ausstrahlung. Man fand ferner, daß es besondere Kraftfelder gibt, die sich weit über ihre stammesmäßigen Grenzen ausdehnen, so daß immer ein Vorstreben und Zurückweichen, fortwährende Kämpfe und Bewegungen herrschen. Die alte statische Auffassung ist der einer bewegten Dynamik gewichen.

Es war Pflicht, nach den Gründen der neu erkannten Erscheinungen zu suchen. Dazu stieß die Mundartforschung in den Raum der Erdkunde, vor allem aber in den Bereich der Geschichte vor. Die Auswertung der volkssprachlichen Sammlungen ergab, daß sich unsere Sprachräume weitgehend mit den Staaten und Herrschaften des Hochmittelalters und der darauf folgenden Jahrhunderte decken. Selbst kleinere Einheiten des staatlichen Zusammenlebens, Städte, Marktflecken oder Gerichte, sind zu sprachlichen Mittelpunkten geworden, von denen wichtige Kraftlinien ausstrahlen. Diese Erkenntnisse der Mundartgeographie, die aus

unserm Raum durch Hunderte von Beispielen zu stützen sind, ergeben sich aus unsern sogenannten kleinen Fragebogen, die auf jede Einzelfrage eine klare, knappe Antwort verlangen. Die Ergebnisse werden gesichtet und in Wortkarten eingetragen. Wenn auf die Frage: „Wie heißt in Ihrer Mundart der Maulwurf?“ ein dörflicher Gewährsmann antwortet *de Molderuff*, so wird diese Antwort mit allen gleichlautenden zusammengeordnet und meinetwegen mit einem roten Dreieck in unsre Maulwurfkarte eingetragen, wo sie sich von den grünen Kreisen des Maulterhauf-Gebiets und den blauen Punkten des Moltwerf-Landes abhebt. Die derart gezeichneten Karten, Hunderte an der Zahl, ergeben, daß sich unsre Wortgrenzen in aller Regel mit den spätmittelalterlichen Grenzen des Erzbistums Mainz, der Landgrafschaft Darmstadt, der Grafschaft Erbach und der Rheinpfalz decken. Der Kater heißt heute noch *Mallert*, soweit die alte Grafschaft Erbach reichte, während das Verbreitungsgebiet für *farnig* ‚brünstig (von der Kuh)‘ die spätmittelalterlichen Grenzen der Landgrafschaft Darmstadt spiegelt. Aus der Stärke der sprachlichen Ausstrahlung über die alten Hoheitsgrenzen können wir auf die Bedeutung des entsprechenden staatlichen Gebildes schließen. In der Richtung sprachlicher Vorstöße zeichnen sich die großen Verkehrswege vergangener Zeiten ab. Dabei ergeben sich für unsre Sprachlandschaft besonders starke Einflüsse, die vom benachbarten Ostfränkischen und Rheinpfälzischen ausgehen. Die starken Kräfte, die herüber und hinüber wirken, machen uns ständige Fühlungnahme mit den Wörterbuchstellen der Nachbarlandschaften zur Pflicht. Unser Austausch mit dem Rheinischen, Pfälzischen, Badischen, Ostfränkischen und Hessen-Nassauischen Volkswörterbuch ist erfreulich rege.

Auf die mit alledem angedeutete Art hilft uns die Mundartforschung, den geschichtlichen Raum zu gliedern und uns immer klarere Anschauungen von ihm zu vermitteln. Auf gleiche Art leistet sie auch der Volkskunde willkommene Hilfe. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“, dem die Kanzlei des Südhessischen Wörterbuchs als Sammelstelle geholfen hat, sieht in unsrer Arbeit eine wesentliche Unterstützung, da sich vielfach die gefundenen Sprachräume mit den Verbreitungsgebieten wichtiger Volksbräuche dek-

ken. So stimmt — um ein positives Beispiel zu geben — unser rheinfränkischer Sprachraum mit dem Verbreitungsgebiet der runden Brotform in allen wesentlichen Zügen überein. Als negatives Gegenbeispiel mag dienen, daß die Sitte der Jahresfeier innerhalb dieses Raums nicht vorkommt. Vergleichen lassen sich ferner die Verbreitung der Münzsorten und die Landfriedensgrenzen von 1179 und 1368 mit dem Verlauf bestimmter Wortgrenzen. Der ständig vertieften Beobachtung stellt sich die Sprachlandschaft in ihrem Wert für die gesamte Landesforschung immer deutlicher vor Augen.

Darüber hinaus dringt die Erforschung des heimtlichen Wortschatzes tief in die Psychologie des Volks und damit in den wichtigsten Raum der gesamten Volksforschung ein. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden muß sie danach streben, einen möglichst umfassenden Wortschatz zu sichern. Das Südhessische Wörterbuch hat zu diesem Zweck die sogenannten großen Fragebogen ins Land geschickt, deren Fragen auf geschlossene Sachgebiete zielen. So fragt unser 40. Bogen nach allen Ausdrücken für jede Art von Bewegung. Der 54. fragt den gesamten Garten- und Obstbau der Landschaft ab. Der 56. fragt nach Ziege, Schaf, Schwein, Viehhüten, Hausschlachtung; er fordert zur Aufzählung aller gebräuchlichen Ausdrücke aus diesem Bereich auf. Um der Gefahr zu entgehen, daß die schriftsprachlich verfaßten Fragebogen nur äußerlich in mundartliche Formen übersetzt werden, um wirklich unbefangene Volkssprache zu erlangen und möglichst alle Quellen zu erschließen, ist das Südhessische Wörterbuch schließlich zur freien Sammlung übergegangen, die zugleich Lücken schließt, die sich bei der Verarbeitung der älteren Antworten ergeben haben.

Zwischen der Bildung von Sprache und Volk besteht eine Wechselwirkung. Das Volk ist der Träger der Sprache, aber die Sprache formt ihrerseits auch wieder den Menschen. Sie bildet ihn, bevor er auf sie wirken kann: er wird ja in die fertige Sprache hineingeboren. Als Ausdruck der Gemeinschaft bildet sie den Gegenstand gesellschaftswissenschaftlicher Untersuchungen und gibt Aufschlüsse über den ständischen Aufbau des Landes, dann aber auch, in die Seele der Gemeinschaft eindringend, Einblick in die Weltanschauung des Volks. Das trifft auch für die Mundart zu. Die unzäh-

ligen bedeutungsverwandten Wörter, über die jede Mundart ebenso verfügt, wie die Frühstufen aller Kultursprachen, das Althochdeutsche wie vor ihm das Indogermanische, spiegelt die viel geringere Fähigkeit zur Abstraktion wieder, die dem Volksdenken eignet gegenüber der Gedankenwelt, die sich das Deutsche der Gebildeten von heute geformt hat. So verfügt das Südhessische über Dutzende von Ausdrücken, die alle unter den Begriff von neuhochdeutsch ‚Weinen‘ fallen und von denen doch jeder seine fein empfundene Eigentümlichkeit hat, immer nur den ganz bestimmten Umständen angemessen, unter denen er gebraucht wird. In der Vielzahl der Mengenbegriffe, die alle auf den zu messenden Stoff bezogen sind, zeigt sich die ungeheure Gegenständlichkeit des Volksdenkens. Besonders aufschlußreich sind schließlich Überlagerungen der Gattungsgrenzen, so wenn die Himbeere landschaftlich Stengelerdbeere heißt. Hier schließen wieder die anziehendsten volkskundlichen Forschungen an.

So zeigt sich, daß die Arbeit des Südhessischen Wörterbuchs nach allen Forschungsrichtungen hin Anschluß findet an die Kerngebiete landschaftsgebundener Wissenschaft. Sie bildet in ihrem Bereich zugleich ein Glied der Landesforschung wie der Volkskunde.

4. Die Nachrichten

der Gießener Hochschulgesellschaft

erscheinen seit 1918. Sie waren anfangs bestimmt, die jährlichen Berichte der Gesellschaft deren Mitgliedern zu vermitteln und die bei den Jahresversammlungen und sonstigen Anlässen gehaltenen Vorträge aufzunehmen. Man wird zugeben, daß es sich lohnt, wenn eine Gesellschaft, die allein in den Jahren 1924 bis 1938 der Hochschule 192 000 Mark für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt hat, öffentlich Bericht über ihre Tätigkeit erstattet. Auch die mancherlei Vorträge, die heimische und auswärtige Gelehrte bei festlichen Anlässen vor der Gesellschaft gehalten haben, dürfen nicht ungedruckt verhallen. So dienen die ‚Nachrichten‘ ihren beiden ursprünglichen Zwecken heute noch. Seit aber die 1919 begonnenen ‚Abhandlungen der Gießener Hochschulgesellschaft‘ nicht mehr erscheinen, sind die ‚Nachrichten‘ deren einzige Veröffent-

lichung. Damit haben sie die weitere Aufgabe bekommen, die einst in den ‚Abhandlungen‘ geborgene Forschung weiteren Kreisen zuzuführen. Zeitlich fällt diese Erweiterung des Aufgabenkreises in das Jahr 1925, in dem mir die Leitung der ‚Nachrichten‘ übertragen wurde. Nur über die Teile ihres Inhalts ist hier zu berichten, mit denen sie landschaftsgebundene Wissenschaft (d. h. hier Geschichte der Universität Gießen) bieten.

Die namhaftesten Gelehrten, die Gießens Lehrkörper in den vergangenen Jahrzehnten zum Grab geleitet hat, sind in den ‚Nachrichten‘ durch die dazu Berufenen gewürdigt worden. Mit den Nachrufen auf Hermann Siebeck und Hans Strahl 1920, Diedrich Behrens 1929, Moritz Pasch 1930, Karl Ebel 1933, Herman Haupt und Albert Jesionek 1935, Otto Behaghel, Herman Hirt und Walter König 1936, Robert Sommer 1937 und Gustav Krüger 1940 steigt jedesmal ein Stück unserer Wissenschaftsgeschichte empor. Auf Gießener Gelehrte früherer Zeiten wie Rudolf Buchheim, Friedrich Dietz, Joseph Hillebrand, Justus von Liebig, August Streng, Ludwig Thudichum, Karl Vogt, Friedrich Gottlieb Weleker und Heinrich Will wird in Quellenveröffentlichungen und Untersuchungen eingegangen. Große Gebiete der Gießener Wissenschaft werden aus den Quellen und aus der Erinnerung ihrer heutigen Vertreter dargestellt, so die Archäologie, Forstwissenschaft, Geologie, Mathematik, Mineralogie, Orientalistik, Physik und Physiologie. In zahlreichen Einzelberichten erzählt der Archivar der Hochschule von Gießener Promotionen aus alter Zeit, von solchen, die zum Ziel geführt haben und der beteiligten Fakultät zur Ehre reichen, aber auch von Fällen, in denen die Wachsamkeit der zuständigen Stellen rechtzeitig einen Mißgriff zu verhüten wußte. Vom vielberufenen akademischen Schlendrian ist in den alten Akten keine Spur zu entdecken. Eine statistische Untersuchung der Professoren und Studenten von 1900 bis 1927 zeigt, wie eng verbunden die Hessische Landes-Universität mit ihrer Landschaft stets gewesen ist. Über die Entstehung der ersten Universitäts-Buchhandlung wird von einem Nachkommen ihres Begründers berichtet, die Geschichte der studentischen Verbindungen von einem ihrer besten Kenner erzählt. Akademische Einrichtungen wie das schwarze Brett werden geschichtlich untersucht, der Ur-

sprung der Bezeichnung Bruder Studio wird sprachgeschichtlich erörtert. Wertvolle Inschriften von Professorengräbern des alten Friedhofs werden vor dem Untergang bewahrt. Die hessische Landschaft mit ihren Rechtsdenkmälern, den ehrwürdigen Stätten uralter Rechtspflege, mit Wüstungen, Normalmaßen und der gesamten rechtlichen Volkskunde wird in immer neuen Streifzügen unseres Rechtshistorikers lebendig.

So ist der Blick auf die ‚Nachrichten der Gießener Hochschulgemeinschaft‘ in manchem Sinn geeignet, das Bild abzurunden, das hier von der geistesgeschichtlichen Forschung auf hessischem Boden zu geben war.

Zu einem neuentdeckten Gedicht Goethes

Von Bruno Henneberg †.

Max Hecker hat ein im Privatdruck verschollenes Gedicht Goethes entdeckt und in der Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft „Goethe“ Band 3, Heft 3 im Jahr 1938 herausgegeben. Es lautet:

Im Abendroth liegt See und Himmel still
Dich lockt der West mit seinen leichten Flügeln
Von deinen kaum erreichten Hügeln
Zurück ins Meer, das wieder Feigen will.

Es sieht dein Freund und gönnt dir das Vergnügen,
Er wünscht dir auch in jeder Freude Glück,
Sicht deine bunte schöne Wimpel fliegen
Und kehrt auf seinen Acker still zurück.

Dort treibt er sein Gewerb nicht ohne Sorgen,
Und schränkt sich ganz in seinen Hecken ein.
Du warst gewarnt; du schienst geborgen,
Nun sey Gewinn und auch Verlust sey dein.

D. 4. Febr. 81.

G.

Der Schluß der ersten Strophe bringt eine Lieblingswendung Goethes, die auf eine altgriechische Erzählung von Zenobios zurückgeht: ein Kaufmann aus Sizilien leidet Schiffbruch mit seinem feigenbeladenen Schiff. Er sitzt auf einem Felsen, schaut auf das stille Meer und sagt: „Ich weiß, was es will: Feigen will es.“ So ist der Text, an dessen Echtheit kein Zweifel besteht, in jedem Wort verständlich, die Einordnung aber bleibt schwierig. Hecker begnügt sich, das bisher verschollene Gedicht mit einer Reihe von

Feststellungen und Vermutungen als Vorstufe des Gedichts „Abschied“ einzugliedern. Er fügt hinzu: „Wir wissen keinen Freund, an den Goethe damals im Februar 1781 solche Worte männlich gefaßter Entsagung hätte richten können.“ Wir auch nicht, aber eine Freundin: Corona Schröter. Man lese den Brief Goethes an sie (nur einer ist erhalten) in den Goethe-Briefen hgg. von Philipp Stein 2 (1902) S. 222 Nr. 389. Bisher fehlte jeder Anhalt, diesen Brief zeitlich anzusetzen, doch wird in der Weimarischen Goethe-Ausgabe, die ihn in Abteilung 4 unter den Nachträgen zu Bd. 7 abdruckt, betont, daß er aus orthographischen Gründen nicht vor 1781 und seiner Stimmung nach nicht viel später geschrieben sein kann. Ich habe diesen Brief, den man nicht ohne innige Teilnahme lesen kann, stets so aufgefaßt, daß Corona nach Goethes Meinung ein Herzenerlebnis mit dem Herzog gehabt habe. Goethe, der Corona verehrte und liebte, ist tief verwundet, schreibt zurückgezogen in seinem Garten am Stern jenen Brief, in dem er das meiste verschweigen muß, zugleich das neu aufgefundenne Gedicht vom 4. Februar 1781 und dann, schon mehr losgelöst und sich wiederfindend, den „Abschied“, der mit den Worten „und auch Verlust sei Dein“ daran gemahnt: Corona hat Goethe verloren. 1782 findet er noch einmal herrliche Worte für Corona in „Miedings Tod“ aber bei ihrem Hinscheiden 1802 bleibt er stumm.

Die methodische Bedeutung der Vulkangeologie für die Lösung erdgeschichtlicher Probleme.

Bericht über meine Forschungsergebnisse
in den Jahren 1921—1945.

Von Walther Klüpfel.

Als ich mich, aus der montangeologischen Praxis kommend, im Jahre 1921 an der Universität Gießen für das Fach der Geologie habilitierte, hatte ich nur eine unklare Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche mir das Studium dieser Gegend bereiten würde. Trotz der Mannigfaltigkeit der geologischen Verhältnisse habe ich aber auch nicht im Entferntesten vorausgesehen, welche reiche Erträge dieser schwere Boden bei einem beharrlichen Beackern abwerfen kann.

Aufträge von seiten der Praxis zur Aufsuchung der Tertiärquarzite, die für die Industrie feuerfester Produkte ein geschätztes Material abgeben, führten mich bald zu der Überzeugung, daß diese oft versteckten und verschiedenartigen Lagerstätten nur von genetischen Gesichtspunkten aus beurteilt werden können und daß nur ein genügend großes Blickfeld die paläogeographischen Zusammenhänge erkennen lassen und die notwendigen Vergleichsmöglichkeiten bieten würde. Nach 24 Jahren mühsamen Ringens mit dieser komplizierten Materie gelangte ich schließlich durch die Methode der fortgesetzten Korrekturen zu einer vollkommenen Neugliederung der westdeutschen Tertiärformation. Die Ablagerungen, welche sich zum Teil in ähnlicher Ausbildung vielfach wiederholen, sind von zahlreichen Bruch- und Abtragungsphasen unterbrochen worden, so daß in dem verwirrenden Schollenmosaik jedes selbständige Schichtglied jedem älteren oder unmittelbar dem Fundament auflagern kann. Bei der Ermittlung der etwa 60 verschiedenen Entwick-

lungsstadien hat die Paläogeographie eine wirksame Kontrolle geboten. Als Endresultat dieser Entwicklung ergaben sich dann die Gesichtspunkte zur Beurteilung der heutigen Oberflächengestaltung. Zahlreiche Kartierungsarbeiten in Westerwald, Vogelsberg, Rhön und Niederhessen, von mir und meinen Schülern durchgeführt, ließen allmählich die Zusammenhänge klar hervortreten.

Da ich häufig vor der Aufgabe stand, die Quarzitlager unter der Basaltbedeckung nachzuweisen, kam ich zwangsläufig auch zum Studium der vulkanischen Bildungen, die früher fast ausschließlich von den Mineralogen auf petrographischer Grundlage bearbeitet worden waren. Bald entdeckte ich, daß die Vulkangebilde auch vom geologischen Standpunkt aus beurteilt und erforscht werden können und nachträglich erwies sich der eingeschlagene Weg, die Vulkangesteine im Rahmen der geologischen Vorgänge zu betrachten, als richtig, ja, als der einzig mögliche. Das Problem war also von der stratigraphisch-tektonischen Seite her anzupacken.

Suchte ich bei den Vulkanbauten anfangs noch mit den üblichen Vorstellungen auszukommen, so ergaben die Aufschlüsse bald so viele Widersprüche, daß manche alte Deutung über Bord geworfen werden mußte. Natürlich konnte auch hier die Befreiung von althergebrachten Denkgewohnheiten nur schrittweise erfolgen.

Zunächst ergab sich die Notwendigkeit, die vulkanischen Aschen als Explosionsprodukte oder „Wurfgesteine“, die sedimentierten Tuffe scharf von den „Fließgesteinen“ oder Laven abzutrennen. Man hatte bis dahin auf ihre stoffliche und zeitliche Unterscheidung kein Gewicht gelegt, wechseln doch heute Aschenauswürfe und Lavaergüsse in beliebiger Reihenfolge miteinander ab. Bald stellte es sich heraus, daß unter dem Begriff „Tuff“ alles nur mögliche Basaltmaterial, wenn es nur weich, mürbe, schlackig oder brekziös war, verstanden wurde. Vielfach waren indessen die angeblichen Tuffe schon an ihrer Struktur als Lava zu erkennen, in anderen Fällen ließ der Übergang in kompakten Basalt keinen Zweifel an der Fließnatur des Gesteins.

Nachdem ich nun die echten Tuffe von den „Tuffoiden“, d. h. den tuffähnlichen Fließgesteinen abgetrennt hatte, wurde durch die Schichtung, die Fossilführung und den Wechsel mit normalen Sedimenten klar, daß in der Vorzeit die von den Vulkanen ausgeschleuerten Aschen stets ins Wasser fielen und darin zur Ablagerung gekommen sind. Aus der häufigen Wechsellagerung der Tuffe mit Kohlenflözen, Korallenriffkalken und anderen senkungsanzeigenden Bildungen ergab sich der Satz, daß in den vordiluvialen Zeiten Explosionen und Aschenauswürfe nur bei allmählicher Senkung der Erdkruste stattgefunden haben (1927).

War das Tuffmaterial bei Senkung, d. h. bei einer Kompression der Erdkruste, durch Explosionen ausgeschleudert worden, so erfolgte der Aufstieg der Basaltschmelze in Gängen, d. h. auf klaffenden Vertikalspalten, welche eine horizontale Dehnung voraussetzten. Da aber der Schauplatz der Explosionen und der „Ergüsse“ derselbe war, so ergab sich daraus mit eiserner Konsequenz, daß diese beiden mechanisch vollkommen entgegengesetzten Vorgänge der Pressung und Dehnung am selben Ort nicht zu gleicher Zeit sondern nur nacheinander auftreten konnten. In der Tat wird wohl der Tuff vom Basalt, aber niemals der Basalt vom Tuff durchbrochen. Wir gelangten also im Jahre 1932 und in der Folge zu dem Eruptionsgesetz der vorquartären Vulkane: Im Vorquartär haben Explosionen nur bei allmählicher Senkung der Erdkruste, Ergüsse in Form von Intrusionen nur bei einer, auf eine Orogenese folgenden, horizontalen Dehnung stattgefunden.

Dieser Satz fand nun seine Bestätigung in dem Nachweis, daß die Tuffschichten und die begleitenden Sedimente nicht nur schon vorhanden, sondern bereits allenthalben von Verwerfungen zerstückelt waren, bevor die Basaltschmelze auf vertikal aufreißenden Dehnspalten empordrang. Damit war die Beweiskette für die scharfe zeitliche Trennung von Explosion oder Tuff und „Erguß“ geschlossen und vor allem die weit verbreitete Ansicht, die Schmelze habe sich als oberflächennaher Schlammfläuer in das noch weiche Sediment des Meeresbodens eingewühlt, widerlegt. Aus den Beobachtungen folgt zugleich mit zwingender Notwendigkeit, daß alle

Eruptivkörper, wie die Basaltscheiben usw., welche den Tuffen und Sedimenten eingeschaltet sind, nachträgliche Intrusionen in das gestörte, d. h. vorgefaltete oder zerbrochene Gebirge darstellen. Ganz elementar kommt diese Diskordanz zwischen Sediment und intrusiver Lava in dem Kontrast zum Ausdruck, der zwischen den gefalteten oder zerstückelten Sedimenten und den sie durchquerenden ruhigen Plateaubasalten besteht (Thuleplateau, Columbiaplateau¹⁾, Dekkan usw.).

Unser Fortschritt besteht also nicht so sehr in der häufigen Beobachtung des Dachkontaktes, den ja die bisherige Lehre damit erklärte, daß die Schmelze infolge ihres Eigengewichts in das noch nicht verfestigte Sediment eingesunken sei, sondern in dem erstmaligen Nachweis der Posttuffischen Störungsphase. Da man früher die Entstehung der Dachkontakte, die sich zwanglos in den Vorstellungskreis der subaquatischen Ergüsse einfügte, wie diese in eine Sedimentations- und Senkungsphase verlegte, mußten die Beobachtungen der Kontakterscheinungen ohne grundsätzliche Bedeutung für die Tektonik bleiben.

Bereits die alten Geognosten hatten bei der Deutung der Schmelzkörper neben den herrschenden Oberflächenenergüssen, submarinen Lavaströmen usw. vereinzelte Intrusionen, d. h. unterirdisch in die Schichtgesteine eingedrungene Lagergänge unterschieden. Ich sah mich also, schon im Interesse einer exakten Datierung der vulkanischen Vorgänge, vor die Aufgabe gestellt, diese beiden Bildungen der Effusion und Intrusion voneinander zu unterscheiden. Eine solche Trennung erwies sich aber immer deutlicher als unmöglich, da alle bisher zur Unterscheidung verwandten Kriterien, wie Absonderung, Blasenbildung, Oberflächenwülste, Fluidalstruktur usw. versagten, weil sie sowohl bei den heutigen Oberflächenlaven wie bei unzweifelhaften Intrusivbildungen auftreten. Überdies stimmten alle Gesteine strukturell und mineralogisch überein, so daß auch an eine Trennung auf petrographischer Grundlage nicht zu denken war. Heute wissen wir, daß es für das

¹⁾ Da z. B. im Columbia-Plateau Nordamerikas das gemeinsam mit dem Liegenden der Basaltintrusionen gefaltete Dachsediment durch Abtragung entfernt ist, glaubte man bisher, daß basaltische Oberflächenströme sich diskordant über die Rumpffläche eines gefalteten Untergrunds ergossen hätten.

Vorquartär eine Fragestellung, ob Oberflächenerguß oder Intrusion nicht gibt, weil sämtliche Vulkanite des Vorquartärs intrusiv sind und es Oberflächenergüsse vor dem Diluvium nicht gegeben hat.

Dies geht bereits aus dem Eruptionsgesetz zur Genüge hervor, spiegelt sich aber auch in dem Gegensatz wieder, welcher zwischen der profilmäßigen Übereinanderlagerung der Eruptivkörper und der wahren Förderfolge besteht. Auf die zahlreichen übrigen Beweise für die Intrusivnatur der vorquartären Schmelzkörper brauche ich daher an dieser Stelle nicht einzugehen.

Könnte man bisher bei den regellos ins Sediment eingeschalteten Vulkankörpern keine Gesetzmäßigkeit in der stofflichen Förderfolge der Schmelzen erkennen, weil man sie als Oberflächenergüsse auffaßte, so war nun mit der Ermittlung ihrer Intrusivnatur sofort die Möglichkeit einer Reihenordnung gegeben, und durch die Aufeinanderfolge der verschiedenen Tuffe und durch die gegenseitigen Durchbrechungen der Schmelzkörper ergab sich die klare Förderregel: Im Vorquartär begann der Vulkanismus jeweils mit relativ saueren, d. h. kieselsäurereichen Eruptionen und führte über intermediäre zu basischen, d. h. dunklen und schweren Förderprodukten²⁾. Abgesehen von dieser Förderregel ergaben sich noch viele andere Gesetzmäßigkeiten, welche von nun an in der „Methodik der vulkangeologischen Analyse“ Anwendung finden können.

Wenn ich bei diesen, aus dem tertiären Vulkangebiet Hessens abgeleiteten Gesetzmäßigkeiten auch sofort das Gefühl hatte, daß sie nicht auf die Verhältnisse der engeren Heimat beschränkt seien, so wurde weiterhin die grundsätzliche Bedeutung dieser Beobachtungen und Folgerungen in allen möglichen Formationen des In- und Auslands nachgeprüft und es ergaben sich überall dieselben Verhältnisse.

Zuletzt wurde auch noch der Granit in den Bereich der Betrachtung einbezogen und vor allem das zeitliche und ge-

²⁾ Bei der bisherigen Ermittlung der vulkanischen Förderfolge hat die Einbeziehung von Gesteinen der postvulkanischen Gangphase, oder die Einbeziehung von Pseudovulkaniten plutonischer Abstammung häufig zu irrigen Schlußfolgerungen geführt.

netische Verhältnis des Vulkanismus zum Plutonismus studiert.

Bisher glaubte man, daß sich an die Periode der vulkanischen Eruptionen noch eine lange Zeit der Ruhe und Sedimentation angeschlossen habe (z. B. Oberdevon der Lahn-Dill-Mulde, Oberrotliegendes). Diese irrige Annahme basierte auf dem Sediment, das im beobachteten Profil über der obersten Lavabank vorhanden ist und das gemäß deren Intrusivnatur unserem „Dachsediment“ entspricht. Da es sich also nicht um Oberflächenergüsse, sondern um Intrusionen handelt, die erst nach der Ablagerung, Heraushebung und der tektonischen Störung des Dachsediments ins Gebirge eintraten, die Granitintrusion aber den zeitlich nächstfolgenden Sedimenten vorangeht, so kommen wir zu dem eindeutigen Ergebnis, daß der Plutonismus vom Vulkanismus nicht durch eine lange Senkungs- und Sedimentationsphase getrennt ist, sondern daß der Plutonismus dem Vulkanismus auf dem Fuße folgt.

Andererseits hatte man früher dem Verhältnis zwischen Vulkanismus und Plutonismus die Beobachtung zugrunde gelegt, daß der Quarzporphyr, der auch als Randfazies des Granits auftritt, in Gängen vom Granitkörper ausgeht, das Dachsediment des Granits durchbricht und höher — wie man glaubte an der Erdoberfläche — deckenförmige Lager bildet. Man faßte daher den Granit als Bildung eines plutonischen Tiefenherds auf und leitete aus diesem den Vulkanismus der Oberfläche ab. Man übersah dabei, daß es sich hier in dem Quarzporphyr nicht um das ganz ähnliche Vulkangestein, sondern um eine konvergente Bildung plutonischer Abstammung handelt.

Mit unserm erstmaligen Nachweis, daß der vulkanische Cyklus zeitlich unmittelbar von den Plutoniten gefolgt wird, ergab sich, daß der Granit nicht der Vater, sondern der Sohn des Vulkanismus ist.

Damit ist das bisher völlig verkannte Verhältnis zwischen Vulkanismus und Plutonismus eindeutig geklärt.

Bei dieser Gelegenheit sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Intrusivnatur der Vulkanite und die unmittelbare Aufeinanderfolge: Vulkanismus-Plutonismus untrennbar miteinander verknüpft sind. Wer daher die Intrusivnatur der Vulkanite leugnen und de-

ren Dachsediment als postvulkanisch betrachten würde, könnte nicht gleichzeitig den engen Zusammenhang von Vulkanismus und Plutonismus vertreten.

So setzt sich nun unser magmatischer Cyklus, der sich seit dem Präkambrium etwa ein dutzendmal im Laufe der Erdgeschichte wiederholt hat, zusammen aus einem Vulkanicyklus primärer Art mit der Förderfolge Sauer-Basisch und aus einem Plutoneyklus als sekundäre Bildung mit der Schmelzfolge Basisch-Sauer. Mit Hilfe der gesammelten Erfahrungen ist es nun nicht mehr schwierig, den Ablauf eines magmatischen Cyklus festzustellen. Am Anfang steht der Sauerer Tuff, am Ende der Granit. Untergeordnete Ausnahmen von der allgemein herrschenden Förderregel sind nicht selten³⁾, dagegen ist es bis heute nicht gelungen, einen vorquartären Oberflächenerguß als solchen nachzuweisen, insbesondere dort, wo die zeitlich zugehörige Landoberfläche wegen ihrer Lage unter der Erosionsbasis unzerstört erhalten blieb.

Die Folgen, welche unsere Erkenntnisse für die meisten Gebiete der Geologie zwangsläufig nach sich ziehen, stehen in keinem Verhältnis zu den harmlosen Beobachtungen, mit denen unsere Studien begannen und sind heute noch nicht zu überblicken. Hier müssen wir uns auf ganz wenige Hinweise beschränken:

Zunächst ergibt sich entgegen dem Aktualitätsprinzip für die Zeitenwende Tertiär/Quartär ein spontaner Umschwung im Mechanismus der magmatischen Vorgänge⁴⁾.

³⁾ Gewisse Rekurrenzen werden stellenweise in den Tuffen angegeben; z. B. Auftreten von Basalttuff im Rheinischen Trachyttuff, Wechsel von saueren und basischen Tuffen im Untereocän Dänemarks, Tephrittuff auf Basalttuff folgend in Böhmen.

Besonders auffallend sind Einschlüsse von basischen Gesteinen in den saueren Tuffen, die denen gleichen, welche erst später den Tuff durchbrochen haben. Ebensolehe Einschlüsse können die Fließgesteine beherbergen, so daß oft die auf Grund der Einschlüsse aufgestellte Förderfolge derjenigen widerspricht, welche auf Grund der Durchbrechungen gewonnen wurde. —

Unklar ist bisher die Stellung der Doleritsills geblieben, die jünger als die Alkaligranite der Insel Mull sind.

⁴⁾ Eine gewisse Entwicklung der verschiedenen Magmencyklen im Lauf der Erdgeschichte spricht gegen eine kosmische Ursache dieser Revolution und gegen eine Einwirkung von außen her.

Waren im Vorquartär, also bei den Altvulkanen, vulkanische Herde im heutigen Sinne nicht vorhanden und drang das Magma aus Tiefen von 60—70 km auf, so treten die ersten vulkanischen Herde beim Beginn der Diluvialzeit in geringen (5—8 km) Tiefen in Aktion. Ihnen entspringen die Neuvulkane, die sich gegenüber den alten Horizontalbauten durch einen oberflächlichen Aufschüttungskegel auszeichnen und normalerweise gerade die umgekehrte Förderfolge wie die Altvulkane zeigen. Die Entstehung der neuvulkanischen Herde fällt zeitlich und daher wohl auch ursächlich mit dem erstmaligen Einbruch der Tiefseegebiete und mit dem erstmaligen Aufsteigen der Hochgebirge zusammen. In dieselbe Zeit des allgemeinen Umschwungs fällt der Beginn der Eiszeit.

Für die Geophysik ergibt sich weiterhin, daß der bisher allgemein übliche Vorstellungskreis von den Beziehungen der Geosynklinalen und Gebirgsbildung zum Magma eine grundlegende Änderung erfahren muß. Für die Erdgeschichte bedeutsam ist die Tatsache, daß viele Zeiten, in denen bisher auf Grund der Gesteine eine vulkanische Tätigkeit angenommen wurde, einer solchen entbehren, da diese Gesteine (Tuffoide und Intrusionen) erst nachträglich in diese Formationen eingedrungen sind.

Für die Paläogeographie ergibt sich durch diese Infraintrusionen, d. h. durch solche, die ihre Tuffe unterfahren haben, die Möglichkeit, einstmals vorhandene Sedimentationsräume, und zwar zeitlich genau, zu rekonstruieren, obwohl alle diese Ablagerungen längst der Abtragung zum Opfer gefallen sind. Bei dieser Gelegenheit sei nochmals daran erinnert, daß die vulkanischen Intrusionen räumlich an den Verbreitungsbereich der Tuffe gebunden sind, die laut Eruptionsgesetz die Repräsentanten einer Senkungs- und Sedimentationsphase darstellen.

Besonders wertvoll scheinen mir aber die Folgen der Erkenntnisse für die Tektonik zu sein, ein Gebiet der Geologie, das trotz seiner fundamentalen Wichtigkeit bisher einer klaren und einheitlichen Deutung getrotzt hat. Sind schon im Eruptionsgesetz selbst wichtige tektonische Vorgänge verankert, so können wir die Intrusionen vulkanischer und plutonischer Schmelzen dazu be-

ren Dachsediment als postvulkanisch betrachten würde, könnte nicht gleichzeitig den engen Zusammenhang von Vulkanismus und Plutonismus vertreten.

So setzt sich nun unser magmatischer Cyklus, der sich seit dem Präkambrium etwa ein dutzendmal im Laufe der Erdgeschichte wiederholt hat, zusammen aus einem Vulkaneyklus primärer Art mit der Förderfolge Sauer-Basisch und aus einem Plutoneyklus als sekundäre Bildung mit der Schmelzfolge Basisch-Sauer. Mit Hilfe der gesammelten Erfahrungen ist es nun nicht mehr schwierig, den Ablauf eines magmatischen Cyklus festzustellen. Am Anfang steht der Sauerer Tuff, am Ende der Granit. Untergeordnete Ausnahmen von der allgemein herrschenden Förderregel sind nicht selten³⁾, dagegen ist es bis heute nicht gelungen, einen vorquartären Oberflächenerguß als solchen nachzuweisen, insbesondere dort, wo die zeitlich zugehörige Landoberfläche wegen ihrer Lage unter der Erosionsbasis unzerstört erhalten blieb.

Die Folgen, welche unsere Erkenntnisse für die meisten Gebiete der Geologie zwangsläufig nach sich ziehen, stehen in keinem Verhältnis zu den harmlosen Beobachtungen, mit denen unsere Studien begannen und sind heute noch nicht zu überblicken. Hier müssen wir uns auf ganz wenige Hinweise beschränken:

Zunächst ergibt sich entgegen dem Aktualitätsprinzip für die Zeitenwende Tertiär/Quartär ein spontaner Umschwung im Mechanismus der magmatischen Vorgänge⁴⁾.

³⁾ Gewisse Rekurrenzen werden stellenweise in den Tuffen angegeben; z. B. Auftreten von Basalttuff im Rheinischen Trachyttuff, Wechsel von saueren und basischen Tuffen im Untereocän Dänemarks, Tephrittuff auf Basalttuff folgend in Böhmen.

Besonders auffallend sind Einschlüsse von basischen Gesteinen in den saueren Tuffen, die denen gleichen, welche erst später den Tuff durchbrochen haben. Ebensolehe Einschlüsse können die Fließgesteine beherbergen, so daß oft die auf Grund der Einschlüsse aufgestellte Förderfolge derjenigen widerspricht, welche auf Grund der Durchbrechungen gewonnen wurde. —

Unklar ist bisher die Stellung der Doleritsills geblieben, die jünger als die Alkaligranite der Insel Mull sind.

⁴⁾ Eine gewisse Entwicklung der verschiedenen Magmeneyklen im Lauf der Erdgeschichte spricht gegen eine kosmische Ursache dieser Revolution und gegen eine Einwirkung von außen her.

Waren im Vorquartär, also bei den Altvulkanen, vulkanische Herde im heutigen Sinne nicht vorhanden und drang das Magma aus Tiefen von 60—70 km auf, so treten die ersten vulkanischen Herde beim Beginn der Diluvialzeit in geringen (5—8 km) Tiefen in Aktion. Ihnen entspringen die *Neuvulkane*, die sich gegenüber den alten Horizontalbauten durch einen oberflächlichen Aufschüttungskegel auszeichnen und normalerweise gerade die umgekehrte Förderfolge wie die Altvulkane zeigen. Die Entstehung der neuvulkanischen Herde fällt zeitlich und daher wohl auch ursächlich mit dem erstmaligen Einbruch der Tiefseegebiete und mit dem erstmaligen Aufsteigen der Hochgebirge zusammen. In dieselbe Zeit des allgemeinen Umschwungs fällt der Beginn der Eiszeit.

Für die Geophysik ergibt sich weiterhin, daß der bisher allgemein übliche Vorstellungskreis von den Beziehungen der Geosynklinale und Gebirgsbildung zum Magma eine grundlegende Änderung erfahren muß. Für die Erdgeschichte bedeutsam ist die Tatsache, daß viele Zeiten, in denen bisher auf Grund der Gesteine eine vulkanische Tätigkeit angenommen wurde, einer solchen entbehren, da diese Gesteine (Tuffoide und Intrusionen) erst nachträglich in diese Formationen eingedrungen sind.

Für die Paläogeographie ergibt sich durch diese Infraintrusionen, d. h. durch solche, die ihre Tuffe unterfahren haben, die Möglichkeit, einstmals vorhandene Sedimentationsräume, und zwar zeitlich genau, zu rekonstruieren, obwohl alle diese Ablagerungen längst der Abtragung zum Opfer gefallen sind. Bei dieser Gelegenheit sei nochmals daran erinnert, daß die vulkanischen Intrusionen räumlich an den Verbreitungsbereich der Tuffe gebunden sind, die laut Eruptionsgesetz die Repräsentanten einer Senkungs- und Sedimentationsphase darstellen.

Besonders wertvoll scheinen mir aber die Folgen der Erkenntnisse für die Tektonik zu sein, ein Gebiet der Geologie, das trotz seiner fundamentalen Wichtigkeit bisher einer klaren und einheitlichen Deutung getrotzt hat. Sind schon im Eruptionsgesetz selbst wichtige tektonische Vorgänge verankert, so können wir die Intrusionen vulkanischer und plutonischer Schmelzen dazu be-

nutzen, die jeweilige tektonische Situation des Gebirges zu ermitteln. Die Intrusionen stellen sozusagen eine Momentphotographie der Tektonik zur Zeit der Injektionen dar. Dadurch gelingt es, auch über der Erosionsbasis die Einzelstadien der Tektogenese festzustellen und in eine mechanisch sinnvolle Entwicklungsreihe zu bringen, die sich in großen Cyklen wiederholt. Schon jetzt ist es klar, daß der magmatische Cyklus und der tektonische Cyklus parallel verlaufen und daß die Unterschiede in der tektonischen Zyklusbildung lediglich „Fazieserscheinungen“ darstellen, welche bei jeweils gleichem Kräfteansatz durch den verschiedenen Grad der Mobilität und der Konsolidation des Fundaments bedingt sind. Der Ablauf eines jeden tektonischen Zyklus ist also grundsätzlich der gleiche, der Effekt je nach der Erbanlage verschieden, aber wiederum in allen Fällen derselben Erbanlage ähnlich.

So wie der Granit im magmatischen Cyklus seinen ganz bestimmten Platz hat, so wird jede Störungsart, Faltung, Überschiebung, Verwerfung, Dehnspalte und das daraus hervorgegangene Paraphor in einem ganz bestimmten Entwicklungsstadium der Tektogenese und nur in diesem fällig. War bisher die Ermittlung der tektonischen Bewegungen nur für die Zeiten der Senkung möglich, da hier die Sedimente als Kriterium dienen, so erlauben die Injektionen nun auch die Rekonstruktion der Tektogenese zur Zeit der Heraushebung und der Lage über der Erosionsbasis.

Schon jetzt lassen sich etwa 6 Hauptstadien der Tektogenese im magmatisch-tektonischen Cyklus erkennen:

6. Postplutonische End-Hebung:

Abtragung des Dachsediments und Freilegung der Plutonkörper.

5. Postplutonisches Stadium:

Nachfaltung, Überschiebungen II und Mylonitbildung II.

4. Plutonisches Stadium mit basischer, intermediärer, saurerer Plutonphase, plutonischer Gangphase und mit Bildungen des Pseudovulkanismus:

Intraplutonische Faltung, Paraphorenentwicklung aus Dehnspalten; Mylonitbildung I.

3. **Vulkanintrusives Stadium** (Lavanstadium) ⁵⁾ mit saurer, intermediärer, basischer Phase und Gangphase:

Horizontale Dehnung, Bildung vertikaler Dehnspalten, Schmelzaufstieg und horizontale Vulkanintrusionen quer durch Vorfalten oder Bruchschollen.

2. **Prälavane Tektogenese** ⁶⁾ (Posttuffische Störungsphase):

Bei mobilem Untergrund: Vorfaltung, eventuell Überschiebungen und Schuppentektonik.

Bei konsolidiertem Untergrund: Bruchfaltung.

1. **Geosynklinale Stadium**:

Säkulare Absenkungen mit Sedimentationen und tuffliefernde Explosionen im Wechsel mit Hebungen, bei konsolidiertem Untergrund im Wechsel mit Bruchschollenbildung.

Die vorstehende Aufstellung der tektonischen Stadien soll lediglich die Forschungsrichtung andeuten und ist zunächst nur als Arbeitsprogramm zu bewerten. Einzelne Stadien könnten schon heute bedeutend spezifiziert werden, während andere erst noch einer exakten Nachprüfung bedürfen. Vor allem ist eine kritische Betrachtung dort angebracht, wo sich heute zwei oder mehrere Zyklen räumlich vertikal überschneiden. In die Stadien des Tektonisch-magmatischen Zyklus dürfen natürlich nur solche tektonischen Bewegungen aufgenommen werden, die sich in ein- und demselben

⁵⁾ Zu unterscheiden sind einphasige und zweiphasige Vulkancyklen. Bei den ersten gibt es nur relativ saure Tuffe, während die gesamten Intrusionen Sauer-Basisch in einem Guß am Ende des Vulkancyklus erfolgen. Bei dem zweiphasigen Zyklus spielt sich die Tuff-Förderung und die Vulkanintrusion in zwei Phasen ab: Saure Tuffe — Saure Intrusionen, dann Basische Tuffe — Basische Intrusionen. Die Existenz echter basischer Tuffe spricht also immer für einen zweiphasigen Vulkancyklus.

⁶⁾ Die horizontale Ausbreitung der Intrusivschmelze in den durch die prälavane Tektogenese vorgefalteten oder schollenverstellten Schichten hat zur Folge, daß die vulkanischen Intrusivkörper Formationen ganz verschiedenen Alters eingeschaltet sind. Indem wir die Tuffe desselben Vulkancyklus als Bezugszone annehmen, sprechen wir von Supra-, Medial- und Infra-Intrusionen, je nachdem der Intrusivkörper über, in oder unter der Tuffzone liegt. Die „Vertikale Streuung“ der Intrusivkörper im räumlichen Profil entspricht also der Bedeutung der prälavanen Tektogenese.

Cyklus vollzogen haben, nicht aber Störungen, die bereits in einem älteren Cyklus vor sich gegangen sind. Wenn wir beispielsweise feststellen, daß vulkanische Intrusionen Überschiebungsflächen als Bahn benutzt haben, wie dies z. B. mancherorts vom postkulkulmischen Deckdiabas berichtet wird, so kann diese Überschiebung nicht dem Stadium der prälavanen Orogenese eingereicht werden, wenn die nähere Untersuchung ergibt, daß die Überschiebung bereits in einem vorangehenden Cyklus stattgefunden hat.

In diesem Sinne ist auch die „Vertikale Streuung“, d. h. das Auftreten der Intrusivkörper in verschiedenartigen Schichten, zu bewerten. Die Vertikale Streuung ist also nicht nur auf das Konto der prälavanen Orogenese zu setzen, sondern auch von allen früheren tektonischen Störungen abhängig, wenn in älteren Cyklen gestörte Gebirgsstücke durch die posttuffisch-prälavane Orogenese in den Bereich des Intrusivspiegels gebracht wurden. Die erwähnte Überschiebung kann also im postplutonischen Stadium des vorangegangenen Cyklus entstanden sein.

Aber auch innerhalb des Cyklus selbst sind Studien erforderlich, welche z. B. festzustellen haben, wieweit die Faltung bereits gediehen war, als die Intrusion erfolgte, ob also die Intrusivschmelze in den fertigen Schuppenbau intrudierte oder in ein Vorstadium desselben, so daß die Intrusivkörper selbst noch von der Verschuppung ergriffen wurden, oder sich diese wiederholt hat.

Bei der Ermittlung der Stadien wird der Vergleich verschiedenartigen Cyklen weiterhelfen. Natürlich lassen sich nur solche Cyklen untereinander vergleichen, welche nach Baustoff und Konsolidierungsgrad einander ähnlich sind.

Daß, abgesehen von den Folgen für die Geophysik, Tektonik, Stratigraphie und Paläogeographie die Eingliederung der lagerstättenbildenden Vorgänge in den tektonisch-magmatischen Ablauf sowie die Vorstellung der Neuherdbildung bei den diluvialen und rezenten Vulkanen für die Praxis nutzbare Richtlinien ergeben, sei hier nur angedeutet.

Vielleicht tritt die Bedeutung unserer neuen Gesichtspunkte gegenüber den bisherigen Vorstellungen klarer in Erscheinung, wenn wir sie zur Aufdeckung der Fehlerquellen be-

nutzen, welche bis heute das Erkennen der wahren Sachlage verhindert haben:

1. Die irrige Annahme von Oberflächenergüssen anstatt von Intrusionen führte:
 - a) zu einer falschen Datierung der Vulkanite nach dem Wirtsediment und zur Annahme von Vulkaneruptionen in Zeiten der Ruhe;
 - b) zu einer Aufstellung der materiellen Förderfolge, die den gegenseitigen Durchbrechungen widersprach und jede Gesetzmäßigkeit vermissen ließ;
 - c) zu einem Verkennen des zeitlichen Verhältnisses vom Vulkanismus zum Plutonismus, indem das Dachsediment der Vulkanintrusionen irrigerweise als postvulkanisch-präplutonisches Sediment gedeutet wurde;
 - d) zu einer willkürlichen Gruppierung der magmatischen Einzelstadien, indem z. B. Glieder eines zweiten Cyklus mit Gliedern des ersten zu einem System verbunden wurden u. dgl.
2. Die Deutung intrusiver Fließgesteine als Tuffe führte gleichfalls zur falschen Datierung der Vulkanite, zur Annahme von Vulkaneruptionen in ruhigen Zeiten. — Der bisherigen Ansicht, daß es zu allen Zeiten Vulkane gegeben habe, steht der episodische Charakter der vulkanischen Intrusionsphase gegenüber.
3. Die Deutung der Pseudovulkanite plutonischer Abkunft als Vulkanite führte zur irrigen Ableitung der Vulkane aus den „Tiefenherden“ des Plutonismus. Unter diesen irrigen Voraussetzungen sind einst die Plutonite als „Tiefengesteine“ bezeichnet und die Vulkanite als zugehörige Ergußgesteine aufgefaßt worden.
4. Das Verkennen der posttuffisch-prälavanen Tektogenese führte zu irrigen Vorstellungen über das Verhältnis von Wurfstein (Tuff) und Fließgestein bzw. über die Beziehung von Magma und Gebirgsbildung (Geosynklinale und Eintauchtheorie).
5. Die Deutung von Intrusivkugeln, d. h. von der Intrusivmasse abgelösten Apophysenteilen als Gerölle oder als Auswürflinge hatte eine irrige Datierung des vulkanischen Vorgangs zur Folge;

z. B. Gabbro-„Gerölle“ statt Intrusivkörperchen im Devonkalk von Neurode, Porphyr-„Gerölle“ statt Intrusivkörperchen in den Kreuznacher Schichten des Oberrotliegenden usw., „Spilitgerölle“, „Diabastuffe“, „Spilittuffe“ u. dgl.

6. Die Ableitung der Vulkanit- und Plutonitgerölle in den Konglomeraten von benachbart zutage anstehenden Magmatiten statt von alten, z. T. okkulten Schwellen führte, ebenso wie die irri-ge Deutung der Infra-Intrusionen als submarine Ergüsse, zu einem Zu-alt-Datieren des Magmatismus.

So hat man auf Grund karbonischer Gr \ddot{u} ngesteine, die als Infraintrusionen in die prävaristischen Sedimente eindrangen, in Böhmen eine algonkische, in den Sudeten eine kambrische Geosynklinale konstruiert. Ähnlich waren die postkulmischen Diabase und Spilite der Bretagne und der Insel Jersey als submarine Ergüsse des Algonkiums gedeutet worden. In der gleichen Weise ist man in den Alpen mit den Ophiolithen und in Südamerika (Chile) mit der Porphyritformation verfahren. An Stelle einer einzigen episodischen Intrusion quer durch die vorgefalteten Schichtglieder oder die Bruchschollen hat man also bisher durch mehrere Formationen fortsetzende Oberflächenergüsse angenommen, ein Vorgehen, das zu den unwahrscheinlichsten Annahmen führte. So hat man auf Grund irriger Gerölldatierung ein kaledonisches statt ein sudetisches Alter für den älteren Granit und ein sudetisches statt ein asturisches Alter für den jüngeren Granit der Sudeten und der deutschen Mittelgebirge angenommen.

Im einzelnen muß hier auf meine Erwiderung auf die bisherigen Kritiken und auf Arbeiten mit entgegengesetzten Resultaten der Autoren v. Wolff, Hummel, Stille, Gerth, Bernauer, Backlund, Scheumann, Bederke, Rittmann usw. verwiesen werden.

Meine Erkenntnisse, die in zahlreichen Aufsätzen und in den Arbeiten meiner Schüler zum Ausdruck kommen, sind bisher von der Fachwelt wenig verstanden und daher meist abgelehnt oder gänzlich ignoriert worden. Nach Lage der Dinge mußte allerdings damit gerechnet werden, daß man einer Lehre, welche „das bisherige Gedankengut umzustürzen droht“ keine Förderung zuteil

werden läßt. Meine Absicht, die gewonnenen Ergebnisse und das im Lauf der Jahrzehnte angesammelte, umfangreiche Material in einem größeren Werk zusammenzufassen, ist bisher teils durch das rasche Wachstum der Erkenntnisse, teils durch den gänzlichen Mangel an Hilfskräften und Hilfsmitteln verhindert worden. Es liegt aber auf der Hand, daß die Behandlung eines so umfangreichen, auf die verschiedensten Nachbargebiete übergreifenden Stoffes die Kraft eines Einzelnen übersteigt und nur durch den Beitrag entsprechend vorgebildeter Mitarbeiter bewältigt werden kann.

Phantasiegärten auf den Bildern alter Meister.

Von Ernst Küster.

Viele Meister der Malerei haben sich gern darin versucht oder mit allem Scharfsinn darum bemüht, Bauwerke aller Art auf ihren Werken darzustellen, die die Kennzeichen von Phantasieerzeugnissen tragen. Es entstanden auf Freskowand oder Maltafel reich gegliederte, üppig ausgestattete Bauten; nach den Kosten der Ausführung brauchte nicht gefragt zu werden, die Sorge um die praktische Verwertbarkeit und die Rücksicht auf die Gesetze der Statik kamen nicht in Betracht. Beispiele finden sich auf den Wänden, auf denen die Meister des toskanischen Trecento heilige Szenen erzählt haben, und noch reicher und üppiger auf vielen Werken des 16. und 17. Jahrhunderts. Die deutschen Meister folgten gern dem italienischen Beispiel, namentlich in der Zeit nach Albrecht Dürer. Renaissancebauten spielten auf ihren Gemälden eine große Rolle, noch bevor die Architekten die Wirklichkeit mit solchen schmückten.

Wie der Baukunst gegenüber fanden die Maler ihr Behagen darin, auch über dem Ornament den Reichtum ihrer Erfindungsgabe auszuschütten, Kapitelle und Kassetten zu malen, die die Wirklichkeit in Schatten stellten, weiträumige Hallen mit nie gemeißelten Bildwerken verschwenderisch auszustatten. Schloß und Palast mit üppigen Terrassen und Brunnen zu umgeben und dem Rahmen der von ihnen dargestellten Szenen durch solche Überfülle und Absonderlichkeit die Atmosphäre des Fremdartigen oder Festlichen oder gar des Unirdischen zu verleihen, die der Künstler für seinen Stoff brauchte.

Solchen Phantasiebauten in ihren Einzelheiten nachzugehen wäre eine Aufgabe, die zur Kennzeichnung der Maler und der Fragen, die ihre Zeit bewegten, mancherlei beizutragen vermöchte.

Etwa über die Rolle, die die Geheimnisse des Zentralbaus gespielt haben, wäre gewiß mancher Aufschluß zu gewinnen.

Die Frage darf gestellt werden, ob die Meister unsrer europäischen Malerschulen auch der Darstellung der Gärten gleichen Anteil geschenkt haben mögen, wie der der Bauten. Was für Auskünfte gewinnen wir bei einer Prüfung der alten Malerei und der Graphik? Es läßt sich erwarten, daß gar manches Mal der Versuch gemacht worden ist, wie nie erbaute Architekturen auch nie gesehene Gärten darzustellen — sei es, daß man den Gartenkünstlern Anregungen geben zu können hoffte, sei es, daß man gerade bei der Darstellung von Gärten der Phantasie alle Freiheiten gönnen zu dürfen glaubte.

Eine folgerechte Bearbeitung der Frage verspricht allerhand wichtige Aufschlüsse über die Gärten vergangner Zeiten, über die Grundsätze ihrer Gestaltung, über ihr Verhältnis zur Landschaft überhaupt. Es will indessen scheinen, daß wir uns hinsichtlich der bildlichen Darstellung von Gärten und besonders der nur gedachten und gemalten, aber niemals ernstlich geplanten oder wirklich angelegten Gärten nicht entfernt so reichem Material gegenübersehen werden, wie bei der Beschäftigung mit gemalten Phantasiebauten. Eine eindringende Behandlung der gemalten Architekturen und Gärten müßte sich freilich mit einer Prüfung der Frage verbinden, was die Dichter jener Zeiten — von Rabelais bis zu Jean Paul und der Narrenburg Adalbert Stifters — für Gartenträume ersonnen und zu Papier gebracht haben. Zwischen den beiden Kunstformen bestehen auch hier grundsätzliche Unterschiede: der Maler läßt uns immer nur einen Blick auf seine Bauten und in seine Gärten werfen, während der Dichter uns mit aller Ausführlichkeit durch seine Phantasieanlagen führen darf. Der Maler wird überdies bei der bildlichen Darstellung des Geträumten eine letzte schwache Bindung an die Forderungen der Wirklichkeit und den Schein des Möglichen nicht abstreifen dürfen. Über die Phantasiegärten sei mit der Schilderung einiger mir bekannt gewordener Beispiele kurz berichtet.

Aus dem Bereich des italienischen Quattrocento nenne ich zuerst Sandro Botticelli (1443—1510), nicht den Maler, sondern den Graphiker, dem manche Gelehrte die Holzschnitte der

Hypnerotomachia Polifili zuschreiben, des von dem gelehrten Mönch Francesco Colonna geschriebenen allegorischen Romans. Zwar bringt der Zeichner nicht das zustande, was die Phantasie des humanistisch gebildeten Verfassers als Buchschmuck zu beanspruchen hätte, und etliche Zeichnungen sind von lehrbuchmäßiger Trockenheit. Aber sie geben über gartentechnische Dinge Aufschluß und für solche wohl auch originelle Anregungen, z. B. über Baumverschnitt und Pfropfversuche¹⁾. Als Beziehungen zur Gartenkunst ließen sich aus dem Gemäldewerk Botticellis mancherlei Einzelheiten auswerten. Anregungen, die über das von seiner Zeit Verwirklichte hinausführen, darf man vielleicht in seiner an landschaftlich planende und gestaltende Gartenkunst erinnernden Darstellung des Kampfes des Amor mit der Keuschheit (Schulbild, Nat.-Galerie London) sehen, sowie in den drei vegetabilischen Apsiden, die sich über seine Mutter Gottes und die beiden Johannes wölben (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum).

Besondere Beachtung verdienen die Verkündigung des Lorenzo di Credi (Florenz, Uffizien). Hinter der Halle, in der sich die heilige Szene abspielt, hinter ihrer Tür und ihren beiden Fenstern, liegt eine baumreiche Landschaft, in der Ferne erheben sich Berge — die Aussicht gleicht dem Blick in einen landschaftlich angelegten malerischen Garten. Die Symmetrie des Predella-reliefs, der englischen Szene und deren Architektur klingt noch in dem Gartenbild weiter — man denkt an die große Hauptallee des französischen Gartens und glaubt zu spüren, daß der Meister an einen Garten gedacht hat, der mit der Architektur harmonisch eine Einheit bildet. Architekturen, die zum Rahmen einer Landschaft werden, finden wir auf Quattrocentobildern oftmals: die Münchner Maria vor dem Hlg. Bernhard von Pietro Perugino (1446—1523) und die Wiedererweckung des ertrunkenen Mädchens (Pinakothek, Perugia) desselben Meisters geben besonders reizvolle, anmutige Beispiele. In andern Fällen wird die Landschaft von der Architektur und den unter sie gestellten Figuren mehr zerstückelt als umrahmt. Der Hinweis auf Aufgaben und

¹⁾ Ernst Küster, Betrachtungen über einige Weidenpfropfungen: Mitteilungen der Dt. Dendrolog. Ges. 55 (1942) 305.

Ziele der Gartenkunst scheint mir nirgends so vernehmlich und mit so schönem Wohllaut sich zu äußern, wie bei Lorenzos Bild.

Andrea Mantegna (1431—1505), der Meister der Perspektive, der leidenschaftliche Freund der darstellenden Geometrie, war zugleich ein Mann der üppig sprießenden Phantasie. Säulen und Pfeiler seiner Bauten zeigen sie in bestem Lichte. Mit großer Freigebigkeit stattet er sie mit Medaillons und Kassetten aus, mit Pilaster-, Fries- und Attika-Reliefs; ganze Städte plant und malt er, mit vielen oft wunderlich unitalienischen Türmen, Pyramiden, problematischen Rundbauten (*Eremitani*, Padua; *Camera degli Sposi*, Mantua; Hlg. Sebastian, Aignepurse; Predellentafeln zum Zenobild, Tours und Paris; Hlg. Georg in Venedig; Kupferstich Kreuzabnahme B. 4). Während die Bauten, unter denen sich die Hauptfiguren seiner Bilder bewegen, klar und verständlich bleiben und allen Forderungen der Statik genügen, läßt der Meister bei den Bauten des Hintergrunds und hinter dem Schleier der Ferne seine Phantasie unbehindert sprudeln und rauschen. Dazu kommen seine Waffen-, Trophäen- und Früchtestilleben (Triumphzug Cäsars; Stadtbilder auf den Bannern des Triumphzugs, Karton I, *Hampton Court*; Zenobild in Verona; Evangelisten in St. Andrea), die uns zu der Frage führen, ob Mantegna an den Aufgaben der Gartenkunst vorübergegangen sein mag. An solchen Beziehungen fehlt es bei ihm keineswegs.

Gedanken und Aufgaben der Gartenkunst entspricht Mantegna z. B. mit der prächtigen hohen Blumenapsis, unter der die *Madonna della Vittoria* (Paris) thront, und dem boskettähnlichen, von pflanzlichen Arkaden umrahmten Raum, in dem die Tugend über das Laster siegt. Der wie das letztgenannte Bild für das *Studiolo* der Isabella d'Este 1497 gemalte Parnaß stellt den geharnischten Apollo und die nackte Venus vor dunkles Baumgrün auf eine Felsenbrücke, so daß eine ganz ähnliche arkadische Gruppe entsteht, wie sie der bildwerkreiche Garten späterer Zeiten liebte. Daß Felsengruppen solcher Form und Art nicht denen der Natur entsprechen, war dem Meister selbstverständlich klar. Aber die Freude, auch Felsen und felsige Landschaft nach Phantasie und Gutdünken zu meistern, schien ihm ebenso verlockend, wie den Gartenkünstlern eines späteren Jahrhunderts. Wie auf die

Felsenklippen des Parnaßbildes darf hier auch auf die burgen- und städtetragenden Konsolfelsen anderer Darstellungen (Hlg. Sebastian, Aignepurse; Jagdzug des Lodovico Gonzaga, Mantua) hingewiesen werden, und zugleich auf Mantegnas Zeitgenossen Francesco Cossa (1436—78), der Felsen und Gesteine zu abenteuerlichen Formen zurechtknetet und mit diesen allerhand verwegene Einfälle des Barockgartens vorwegnimmt (Triumph der Venus, Ferrara; Legende des Hlg. Hyacinth, Vatikan).

Die Meister der frühen niederländischen Schule lassen bei Darstellung der von ihnen erdachten und erträumten Architekturen nicht nur in denen des Bildvordergrunds, unter welchen die Hauptfiguren ihrer Darstellungen sich bewegen (Gossaert u. a.), sondern namentlich bei der Darstellung ferner Städte, die prunkvolle Kirchen, Rundbauten, Türme usw. erkennen lassen — von Jan van Eyck (1390—1440) (Frauen am Grabe Christi, Richmond, Sammlung Cook) bis zu Quinten Massys (Christus am Kreuz, Wien) — ihrer Phantasie gern alle Zügel schießen. Mit ihren Gartendarstellungen geben sie uns reiche, zuverlässige Auskünfte über die zeitgenössische Gartenkunst. Phantasievoll über das von der Wirklichkeit Gegebene hinauszugehen scheint von ihnen nur selten gewagt worden zu sein. Ich denke hier eines schönen männlichen Bildnisses von Jan Mostaert (Brüssel): hinter dem Dargestellten erhebt sich ein hohes, mit Balkon und Dachgärten ausgestattetes Haus, auf dem sogar ein hoher Etagenbaum sichtbar wird.

Vor allem wichtig scheint mir, in diesem Zusammenhang auf die Landschaftsdarstellung, besonders die eines Geertgen tot Sint Jans hinzuweisen. Wald und Wiese, Hügel und Bächlein haben auch andre Meister der Schule ähnlich gesehen und dargestellt wie er, und doch führt keines ihrer Bilder die Gedanken des Beschauers so überzeugend zu den Gestaltungsgrundsätzen des landschaftlich malerischen Gartens wie sein Johannes Baptist (Berlin). Ich bin keineswegs der Meinung, daß Geertgen tot Sint Jans einen künftigen Gartenstil vorausahnte oder gar empfehlen wollte. Aber mir scheint, daß er die Landschaft seiner Heimat in ähnlichem Sinn stilisieren zu sollen geglaubt hat, wie später die Meister des landschaftlichen Gartens.

Eine Kunstgattung eigner, höchst reizvoller Art bilden die Werke der Miniaturen, die im 16. Jh. gewirkt haben und sich um Simon Bening (1484—1561) scharen: Werke wie die *Heures de Henesy* (um 1520), der *Hortulus animae* und das herrliche *Breviarium Grimani* gehören hierher und beanspruchen unsere Anteilnahme durch die zahlreichen Gartendarstellungen und die Abbildungen vieler Einzelheiten der Gartengestaltung und Gartenpflege ihrer Zeit, die wir auf ihren Bildchen finden²⁾. Vor manchen Blättern des *Breviarium Grimani* mag man wohl im Zweifel bleiben, ob sie uns wirklichkeitstreu über Gärten berichten, die der Künstler gesehen hat, oder als Ergebnisse einer einfallreichen Phantasie zu betrachten sind, mit denen der Meister des Pinsels dem der Gartengestaltung allerhand Anregungen z. B. über Ausstattung zentralbauartiger Gärten gibt, dem Verlangen nach *variété* zu dienen, das bei Anlage und Ausstattung der Bosketts des späteren französischen Gartens so wichtig wurde.

Daß Peter Paul Rubens (1577—1640) in seinem Werk die Anregungen, die Werke der Gartenkunst zu geben vermögen, nur selten verwertet hat, mag bei der Vielseitigkeit des Meisters vielleicht Wunder nehmen. Von Gärten zeigen uns seine Gemälde und die Graphik, die unter seiner Leitung stand, nur gelegentlich enge Ausschnitte (Rubens und Helene Fourment im Garten ihres Hauses, München; Susanne im Bade). Nur einmal ist er über solche beiläufige Verwertung des Gartenkünstlerischen hinausgegangen: mit der Darstellung der Nausikaa-Szene (*Palazzo Pitti*), mit der uns Rubens in eine weite, bergige Landschaft führt, die im wesentlichen der von dem Schiffbruch des Aeneas (Berlin) bekannten entspricht: auf die Abhänge eines felsigen Gebirgs zaubert Rubens den gewaltigen Schloßgarten des Königs Alkinoos. Von den Wundern der Anlage bekommen wir bei Rubens freilich nur die *cose che si murano* zu sehen: Umfassungs- und Stützmauern, Terrassen und Treppen, Säulenhallen und Rundtempel — als gälte es, den barocken Hofgarten von Scheria mit Casino und Belvedere auszustatten. Die Ferne liegt hinter einer Luftperspektive, die uns

²⁾ Ders., Belgische Gärten des 15. Jh.: Repertorium f. Kunstwiss. 41 (1919) 148; Die Entwicklung der Gartenkunst seit dem 15. Jh.: Schriften d. Ver. z. Verbr. naturwiss. Kenntnisse 80 (Wien 1939/40) 15.

leider eine bessere Einsicht in die Einzelheiten der großen Gartenschöpfung versagt.

Bei allen bisher besprochenen Gartendarstellungen handelt es sich um gelegentliche Äußerungen angesehener Meister zur Frage der Gartenkunst oder unbeabsichtigte Annäherung ihrer Phantasie an die Aufgaben dieser Kunst. Daß sich die Künstler planmäßig und im großen um die Erfindung von Phantasiegärten und die Schaffung eindrucksvoller Scheingärten bemühten, kommt wohl nur einmal in der Geschichte der bildenden Künste vor: in der Welt des Scheins, die wir Theater nennen und in der wir wie vor Bauten von nie gesehener Pracht und Üppigkeit, so auch in Gärten von zügelloser Raumverschwendung und zu abenteuerlich gehäuften Vegetabilien geführt werden. Solche Gärten sprießen unter den Händen der Vorhang- und Kulissenmaler, die nicht nach den physiologischen Bedürfnissen der Gewächse und den Schwierigkeiten der Gartengrundstücke oder der Freigebigkeit eines Bauherrn zu fragen brauchen. Die Kulissenmaler führen uns nicht nur in das Innere märchenhafter Gärten, wo sie uns Blicke auf die Hauptalleen werfen lassen, sondern besonders gern an den Fuß der hohen Mauern, die die Gärten umgrenzen und über die sich auf aufgeschüttetem Grundstück mächtige Bäume in beträchtlicher Höhe über uns erheben. Die Freude der Zeit an solchen ‚hängenden‘ Gärten, die oftmals in zwei Stockwerken übereinander mächtige Bäume erscheinen lassen, ist im 17. und 18. Jahrhundert nicht gering. Überall wird der Garten mit Zypressen und Palmen in verschwenderischem Reichtum ausgestattet. Wer das Schloßtheater von Schwetzingen, diese aus dem deutschen Besitz an alten stilvollen Rokokotheatern erhaltne Kostbarkeit ersten Rangs, besucht, wird auf dem Vorhang eine Gartendarstellung erblicken, die dem Gesagten entspricht, und sich über die dekorative Wirkung solcher Theatermalerei Gedanken zu machen gute Gelegenheit finden.

Georg Büchners Reifezeugnis.

Von Georg Lehnert †.

Nach dem Briefe Friedrich Zimmermanns¹⁾ an Karl Emil Franzos vom 13. Oktober 1877²⁾ soll Georg Büchner vom Darmstädter Gymnasium ohne Reifezeugnis abgegangen sein. Das ist ein Irrtum; vor kurzem habe ich das Zeugnis im Gießener Universitätsarchiv aufgefunden. Bis zum Oktober 1848 bestand im Großherzogtum Hessen-Darmstadt die gesetzliche Bestimmung, daß jeder hessische Student, sofern er nicht vom Ministerium von dieser Pflicht befreit wurde, wenigstens zwei Jahre lang die Landesuniversität Gießen besuchen mußte. Da Büchner zunächst in Straßburg studieren sollte, kam am 9. September 1831 sein Vater um Befreiung seines Sohnes von jener Vorschrift ein. Diesem Gesuch liegt ein vom Direktor des Darmstädter Gymnasiums, dem ausgezeichneten Schulmann Carl Dilthey³⁾, ausgestelltes Reifezeugnis bei. Da es nicht (wie später üblich) nur Fachzensuren enthält, sondern eine ausführliche Würdigung von Büchners Charakter und Leistungen in den einzelnen Fächern gibt, gewinnt es besondere Bedeutung für die Büchnerforschung. Es lautet:

Der bisherige Gymnasiast Carl Georg Büchner aus Goddelau, Sohn des Herrn Medicinalraths Büchner hierselbst, lutherischer Confession, hat 6½ Jahre lang das hiesige Gymnasium besucht, welches er jetzt, 17½ Jahre alt, von der ersten Ordnung in Selecta verläßt, um sich dem academischen Studium der Medicin zu widmen, zu welchem Endzweck ihm gegenwärtiges Zeugnis ausgestellt wird. Im Griechischen hat er sich gute Kenntnisse er-

¹⁾ Vgl. Karl Esselborn, Unter der Diltheykastanie (Darmstadt 1929) S. 145.

²⁾ Abgedruckt in Georg Büchners Sämtlichen Werken und Briefen, hsg. von Fritz Bergemann (Leipzig 1922) S. 774.

³⁾ Vgl. Karl Roller, Hessische Biographien Bd. 3 (Darmstadt 1929) S. 103.

worben und vermag bei gehöriger Vorbereitung mit Geläufigkeit zu übersetzen und lobenswerthe Arbeiten zu liefern. Im Erklären und Übersetzen der lateinischen Prosaiker zeigt er viele Gewandtheit, im Verstehen und Interpretieren der Dichter hinlänglichen Scharfsinn, der schriftliche Ausdruck im Lateinischen ist verständlich, ziemlich correct und fließend und zuweilen bis zur Fülle des oratorischen Numerus gesteigert. Das Studium der italienischen Sprache hat er mit glücklichem Erfolg in der letzten Zeit betrieben. Vorzügliches Interesse bezeugte er für die teutschen Lectionen, in denen er sich theils durch einen verständigen mündlichen Vortrag, theils durch einzelne, von vorzüglicher Auffassungs- und Darstellungs-Gabe zeugende schriftliche Arbeiten auszeichnete. Den Religionsstunden hat er mit Aufmerksamkeit beigewohnt und in denselben manche treffliche Beweise von selbständigem Nachdenken gegeben. In der Archäologie hat er mehr als gewöhnliche Schulkenntnisse, besonders in der Geschichte der Bildhauerkunst. In der Geschichte sind die Kenntnisse bedeutend. In der Mathematik war es wegen mangelnder Vorkenntnisse und kurzen Geichts nicht möglich, mit den meisten Mitschülern gleichen Schritt zu halten, doch hat es am vielfachen Bestreben nicht gefehlt, noch manches nachzuholen. Bei guten Anlagen läßt sich auch in seinem künftigen Berufsstudium etwas Ausgezeichnetes von ihm erwarten, und von seinem klaren und durchdringenden Verstande hegen wir eine viel zu vortheilhafte Ansicht, als dass wir glauben könnten, er würde jemals durch Erschlaffung, Versäumnis oder vor-eilig absprechende Urtheile seinem eigenen Lebensglück im Wege stehen. Vielmehr berechtigt uns sein bisheriges Benehmen zu der Hoffnung, daß er nicht bloß durch seinen Kopf sondern auch durch Herz und Gesinnung das Gute zu fördern, sich angelegentlichst bestreben werde.

Darmstadt am 30. Maerz 1831.

C. Dilthey
Gymnasialdirector.

Erfreulich ist es, daß wir diesem bedeutsamen Schriftstück einige bisher unbekannte Züge entnehmen können. So war es bisher nicht bekannt, daß er kurzsichtig war. Weiter verrät das Zeugnis, daß er bei aller Neigung zu den Naturwissenschaften den

Sprachen doch nicht so ablehnend gegenübergestanden hat, wie dies die von ihm erhaltenen Kritiken an dem Unterricht in diesen Fächern vermuten lassen⁴⁾. Weiter kündigt sich in den Urteilen über den lateinischen („zuweilen bis zur Fülle des oratorischen Numerus gesteigert“) und deutschen Aufsatzes schon der zukünftige Dichter an. Der Satz aus Ernst Büchners Brief vom 18. Dezember 1836⁵⁾: „Hättest Du früher meinen so wohl gemeinten Rat befolgt und Dich mehr mit Mathematik beschäftigt, so könntest Du vielleicht jetzt mit konkurrieren“, bestätigt das im Zeugnis über die Mathematik Gesagte. Und die Stelle über die Religion zeigt, daß der Heranwachsende ihr wohl kritisch gegenüberstand, aber noch nicht mit ihr gebrochen hat, und gibt damit den Urteilen Lucks⁶⁾ und Zimmermanns⁷⁾ durchaus Recht. Und liegt schließlich in der Erwartung Diltheys, „daß wir nicht glauben können, er würde jemals durch voreilig absprechende Urteile seinem eigenen Lebensglück im Wege stehen“, nicht eine Warnung des um die Zukunft seines Schülers treu besorgten Lehrers? Entspricht ihr doch auch die Mahnung des Vaters in dem oben angeführten Briefe⁸⁾: „Sei nur recht vorsichtig in Deinem Benehmen und in Deinen Äußerungen gegen und über jedermann. Bedenke stets, daß man Freunde nötig hat, und daß auch der geringste Feind schaden kann.“

⁴⁾ Daß sie mehr dem Unterrichtsbetrieb als der Sache selbst galten und da zum großen Teile auch ganz berechtigt waren, ist schon mehrfach ausgesprochen worden.

⁵⁾ Bei Bergemann S. 627.

⁶⁾ Vgl. Gustav Pfannmüller, Hessische Biographien, Bd. 2 (Darmstadt 1921) S. 188.

⁷⁾ Bei Bergemann S. 632 und 776.

⁸⁾ Bei Bergemann S. 627.

Die mittelalterliche Bannmühle und das Backhaus im Mittelrheingebiet auf Grund der Weistümer.

Von Wilhelm Müller †.

Über die Bannmühle und das Backhaus gibt eine Gruppe von 29 Weistümern der von Jacob Grimm gesammelten Weistümer so viele treue und zuverlässige Bestimmungen, daß es sich lohnt, aus den zerstreuten Bruchstücken dieser beiden volkswirtschaftlich wichtigen und volkskundlich interessanten Rechtseinrichtungen eine Gesamtschau zu versuchen.

Die im Druck veröffentlichten Weistümer, die von der Bannmühle und dem Backhaus reden, verteilen sich auf ein verhältnismäßig eng begrenztes Gebiet, das im heutigen Rheinhessen, dem Hunsrück und in der Pfalz zu suchen ist. Der zeitliche Mittelpunkt dieser Weistümergruppe liegt ungefähr um 1500, etwa die Hälfte der 15 datierten Weistümer liegt vorher, die andere Hälfte nachher. Die Grenzzahlen werden von den Jahren 1300 und 1567 gebildet. Die 14 undatierten Weistümer gehören wohl meist der jüngeren Zeit an.

Um das Verbreitungsgebiet genauer anzudeuten, seien zunächst die datierten und daran anschließend die undatierten Weistümer aufgeführt:

Groß-Bockenheim 1300, Pfalz, 5, 625¹⁾; Schweppenhausen bei Stromberg 1407; Preußen, 2, 185; Göllheim 1450, Pf., 5, 627; Freilaubersheim 1482, Rheinhessen, 4, 619; Bockenau bei Sponheim 1487, Pr., 6, 501; Sponheim 1488, Pr., 6, 495; Neu-Bamberg 15. Jh., Rhh., 4, 622; Zotzenheim vor 1500, Rhh., 2, 160 u. 4, 606; Dörrn-

¹⁾ Alle Angaben mit Band- u. Seitenzahl beziehen sich auf die Weistümer, gesammelt von Jacob Grimm, Bd. 1—6 (1840—1861). Ortsnamen, die ohne Band- u. Seitenzahl erwähnt sind, betreffen des Verfassers handschriftliche Sammlung Rheinhessischer Weistümer im Staatsarchiv Darmstadt.

bach bei Stromberg, 1508, Pr., 2, 808; Mannweiler s. Alsenz 1519, Pf., 5, 666; Wendelsheim 1526, Rhh., 6, 506; Hochstätten bei Alsenz 1543, Pf., 5, 640; Windesheim b. Stromberg 1552, Pr., 2, 167; Hargesheim bei Kreuznach 1565, Pr., 2, 163; Ebernburg 1567, Pr., 5, 654. Dazu die undatierten Weistümer von Albisheim, Pf., 1, 639; Braunweiler bei Kreuznach, Pr., 4, 728; Gutenberg nw. Kreuznach, Pr., 4, 725; Herxheim n. Dürkheim, Pf., 5, 605; Kreuznach, Pr., 2, 150; Langen-Lonsheim, Pr., 2, 154; Nieder-Olm, Rhh., 4, 597; Ober-Hilbersheim, Rhh., 4, 603; Pfaffen-Schwabenheim, Rhh., 4, 615; Ramsen sw. Grünstadt, Pf., 5, 618; Siefersheim, Rhh., 4, 617; Sprendlingen, Rhh., 2, 156; Steinbach am Donnersberg, Pf., 5, 637 und Weinsheim w. Kreuznach, Pr., 4, 733.

Von diesen gedruckten Weistümern entfallen 12 auf heute preußisches, 9 auf rheinhessisches und 8 auf pfälzisches Gebiet. Den nördlichsten Grenzort bildet Dörrnbach bei Stromberg im Hunsrück, den östlichsten Niederolm sw. Mainz, den südlichsten Herxheim n. Dürkheim, den westlichsten Sponheim im Hunsrück. Als Mittelpunkt des Gebietes könnte man Kreuznach bezeichnen.

Damit ist aber der Kreis der Orte, die in ihren Weistümern die Rechtsbräuche der Bannmühle und des Backhauses geregelt haben, keineswegs abgeschlossen. Ein Blick in die umfangreiche Sammlung der Rhein Hessischen Weistümer, deren Abschriften im Staatsarchiv Darmstadt verwahrt werden, zeigt, daß das Netz dieser Orte viel engmaschiger ist, als die von J. Grimm veröffentlichten Weistümer ahnen lassen und daß die noch nicht benützten Quellen die Kenntnis der Mühl- und Backhausbräuche nicht nur hundertfach bestätigen, sondern auch in zahlreichen Einzelheiten erweitern würden. Ähnlich dürfte es in der Pfalz und im Hunsrück sein, wenn es möglich wäre, in die dortigen noch unbekanntenen Weistümer Einblick zu nehmen.

Was die Schöffen über das Bannbackhaus und die Mühle aussagen, zeigt — soweit die Orte auch auseinander liegen mögen — eine verblüffende Übereinstimmung der hier gültigen Rechtsgewohnheiten. Sowohl die Grundgedanken wie auch die Einzelheiten nach Wort und Inhalt gleichen oder ähneln einander in so überraschender Weise, daß man nicht nur von einer Weistümer-Fa-

milie sprechen, sondern auch leicht die Lücken eines Weistums durch die Analogien eines andern ersetzen kann. Sehen wir zu, was die Weistümer über die Bannmühle und das Backhaus berichten:

1. Die Bannmühle.

Charakteristisch für die Bannmühle ist, daß sämtliche Bewohner eines bestimmten Bezirks — meist eine, oft auch mehrere Gemeinden — verpflichtet sind, in dieser und keiner anderen Mühle ihr Korn mahlen zu lassen. So sagen die Schöffen zu Ebernbürg: In der Bannmühle ist die Gemeinde pflichtig zu mahlen, unten und oben (5, 654). Umgekehrt ist der Bannmüller verpflichtet, allen Einwohnern oder wie sie auch heißen den Nachbarn, den armen Leuten, Edel oder Unedel, Arm oder Reich, die zur Bannmühle gehören, seine Dienste zu gewähren.

Diesen Pflichten stehen gleichwertige Rechte gegenüber: Jedem Einwohner wird die unbedingte Sicherheit geboten, daß er sein Korn gemahlen erhält. Andererseits braucht der Bannmüller nicht zu dulden, daß sich ein anderer Müller in den Grenzen seines Bannes niederläßt oder daß ihm von irgendeiner anderen Seite her die Ausübung seines Gewerbes gestört wird.

Übereinstimmend wird in den Weistümern verlangt oder vorausgesetzt, daß der Müller einen Knecht hat, dazu einen Karren, ein Pferd — auch der Esel wird genannt — und die zum Transport von Frucht und Mehl nötigen Säcke. Persönliche Bedingungen an den Müller werden nicht gestellt, nur wird verlangt, daß er und sein Knecht 1 Malter Korn heben und tragen können (Sponheim 6, 495, Bockenau 6, 502).

Der Müller soll eine Fuhre haben und bei jedem Nachbar die Frucht holen und das Mehl heimfahren (Ebernbürg 5, 654). Das heißt mit andern Worten: Wenn der Nachbar mahlen lassen will, ist er nicht verpflichtet, das Korn in die Mühle zu bringen. Dies ist vielmehr Sache des Müllers. Er braucht die Frucht aber nicht in eigener Person abzuholen, sondern kann seinen Knecht senden, was z. B. Kreuznach sagt: Und soll des Müllers Knecht in jedem Haus das Korn selber empfangen (2, 150), oder Bockenau: Der Knecht soll dem Armen, wenn er das Korn fassen will, den Sack offen halten und die Frucht in die Mühle fahren (6, 502).

Wenn es als Regel gilt, daß der Müller die Frucht im Haus des Nachbarn abholen muß, gibt es doch auch Ausnahmen hiervon. Wenn der Nachbar die Frucht bei einem Dritten gekauft oder geliehen hat, muß sie der Müller bei dem Dritten abholen, indes nur, wenn das Abholen nicht mit ungebührlicher Schwierigkeit verknüpft ist. Als Grenze dieser erweiterten Abholungspflicht werden bald 1 Meile Wegs (Zotzenheim 4, 606) oder 2 Meilen (Gr.-Bockenheim 5, 625) oder 3 Meilen (Herxheim 5, 605), gelegentlich sogar 4 Meilen genannt. Auch diese zusätzliche Leistung geschieht auf Kosten des Bannmüllers (Sprendlingen 2, 157). Vereinzelt muß aber das Abholen der Frucht, auch wenn es nicht mit Weiterungen verbunden ist, vom Nachbar vergütet werden, z. B. in Ramsen mit 1 Vierling (5, 618).

Hat der Müller das Korn nach der Mühle verbracht, so soll es vom Müller ohne längeren Aufenthalt gemahlen werden. Das ist die einmütige Auffassung aller Weistümer: Der Müller soll die Frucht nicht länger denn eine Nacht behalten (Bockenau 6, 502) oder er muß, was er heute erhält, auf den andern Tag mahlen (Gr.-Bockenheim 5, 625). In Hochstätten soll der Müller das Korn nicht länger denn von einer Nonnenzeit zur andern, d. h. also von Mittag bis Mittag, behalten (5, 640). Zum längsten muß das Mehl am dritten Tag geliefert werden (Sponheim 6, 496).

Wird der Müller säumig, so treten gewisse Gegenrechte des Nachbarn in Wirksamkeit: er kann bei einem andern Müller mahlen lassen, ohne bannbrüchig zu werden (Gr.-Bockenheim 5, 625) oder die Fuhre des Müllers auf der Gasse, wo er sie „erwischt“, an sich nehmen und behalten, bis ihm sein Mehl geliefert wird (Sponheim 6, 496). Liegt die Verzögerung daran, daß der Müller die Frucht eines Ausmärkers auf der Mühle hat, so kann der Nachbar die fremde Frucht herabtun und die seinige aufschütten (Gutenbergs 4, 725).

Weiter muß der Müller seine eigenen Säcke haben und diese dem Nachbar leihen, um den Fruchttransport nach der Mühle ausführen zu können. Der Müller soll, wenn er gefahren kommt, sechs Säcke mitbringen und denen leihen, denen es not ist (Lonsheim) oder dem armen Mann, der keinen Sack hat, auf seine Bitte einen solchen leihen (Wendelsheim 6, 508).

Trifft der Müller bei dem Nachbarn ein, so muß dieser das Korn wegfertig bereit halten, auf daß der Müller nicht umsonst fahre. Geschieht das nicht, so muß der lässige Nachbar dem Müller sein „Molter geben“ (worüber weiter unten), als hätte er ihm das Korn (richtiger: Mehl) gebracht, oder sich mit ihm in Liebe vertragen (Herxheim 5, 605). Dasselbe gilt in Neubamberg, wo der Nachbar dem Müller einen „ziemlichen Lohn“ geben muß, wenn dieser nochmals zu erscheinen hat (4, 622).

Hat der Müller das Korn gemahlen, so ist er verpflichtet, dem Armen das Mehl heimzufahren. Auch dieser Transport erfolgt in den Säcken des Müllers. Bringt der Müller das Mehl, so muß der Nachbar dafür sorgen, daß die Säcke umgehend geleert werden, damit der Müller sie wieder anderen Nachbarn leihen kann (Wendelsheim 6, 508). Tritt der Fall ein, daß der Müller den Nachbarn nicht zu Hause antrifft, so soll er um sich sehen, was er mit dem Mehl anfängt. Findet er eine Bütte, so wird er das Mehl dort hineinschütten. Findet er keine, so soll er eine „Flecken“ in der Stube kehren, daß er das Mehl darauf schütte (Ramsen 5, 618). Er kann das Mehl auch in einem anderen Hause ausleeren. Findet er kein Gefäß, so darf er den Sack ausschütten und den Sack mitnehmen, um ihn einem andern Nachbarn zu leihen (Göllheim 5, 627).

Genau bestimmt ist die Menge Mehls, die der Müller dem Nachbarn abliefern muß. Der Müller soll dem Armen von 1 Malter Korn 12 Simmern Mehls bestrichen oder 8 Simmern gehaut (Sprendlingen 2, 156) oder 4 Viernzel gehaut oder 6 gestrichen (Wendelsheim 6, 508) geben. Ob die Masse gehaut oder gestrichen sein sollen, hat der arme Mann, nicht der Müller zu bestimmen (ebda).

Das Messen des Mehls scheint nicht zur Regel gehört zu haben. Hielt der Nachbar den Müller für ehrlich, so war es auch nicht nötig, glaubte der Nachbar aber, daß ihm der Müller zu wenig Mehl gäbe, so mußte der Müller das Mehl messen und zwar mit demselben Maß, mit dem er das Korn gemessen hatte (Wendelsheim 6, 508). Bleibt beim Messen des Mehls etwas übrig, so darf der Müller den Überschuß behalten. Ist es zu wenig, so darf der arme Mann die Fuhre des Müllers behalten, bis ihm sein Mehl erfüllt wird (Zotzenheim 4, 606).

Die Folgen einer zu geringen Mehllieferung richten sich, wie eben schon gesagt wurde, gegen das Mobiliar des Müllers. Hat der Arme ein „Mißel“ an dem Mehl, das der Müller gemahlen hat, so soll er die Fuhr an den Zaun binden und der Nächste, den er in der Gasse findet, soll ihm sein Mehl messen (Hargesheim 2, 163). Hat sich der Verdacht bestätigt, so steigern sich die Rechte des Nachbarn bis zur Pfandnahme. Er kann nämlich bei einem Erfüllungsmangel die Esel des Müllers solange für seinen Breten halten, bis ihm sein Folge geschieht (Kreuznach 2, 150) oder den Müller pfänden und Säcke, Pferde, Esel, Geschirr und was der Müller hat, angreifen (Herxheim 5, 605) oder die Fuhr greifen und behalten, bis ihm seine Erfüllung geschehen (Wendelsheim 6, 508) oder die Fuhr nehmen und hinter einen Wirt stellen (Ebernburg 5, 654).

Noch eine Frage ist unerledigt: Was erhält der Müller als Lohn für seine Arbeit? Der Müller erhält einen Mahllohn, was die Weistümer mit den Worten ausdrücken, er dürfe ein bestimmtes Mehliquantum „zu Molter („Mahlgeld“) nehmen“. Der Müller soll zu Molter nehmen: von 1 Malter Korn 1 Vierling ($\frac{1}{2}$ Simmer), von $\frac{1}{2}$ Malter 1 Sester, von 1 Viernzel $\frac{1}{2}$ Sester, von 3 Viernzel $1\frac{1}{2}$ Sester (Wendelsheim 6, 508). Wahrscheinlich anlässlich eines Streitfalls wird im Zotzenheimer Weistum genauer gesagt, daß an dem Sester ein Streich anhängen soll und der Nachbar ihn bestrichen, und nicht, wie es wohl verlangt worden war, gehauft nehmen soll (4, 606). Abweichend von diesen weithin geltenden Sätzen wird in Pfaffen-Schwabenheim, wo es keine Bannmühle gibt, gesagt: der Müller soll von einem Einheimischen bei 20 Maltern 1, von einem Ausmärker bei 16 Maltern 1 Malter zu Molter nehmen (4, 615).

Die bis hierher gegebene Schilderung des Verkehrs der Einwohner mit dem Müller setzte voraus, daß sich die Beteiligten dem Bann unterwarfen und genau die Grenzen einhielten, in denen sie sich bewegen durften. Die Zahl der Bestimmungen, die sich gegen den Bannbruch richten, lassen aber erkennen, daß man sich dem Mahlzwang nicht immer willig und gern unterwarf, sondern, wenn es auch nicht ungefährlich war, den Bann bei gegebener Gelegenheit gebrochen hat.

Der Mühlbann konnte gebrochen werden durch die Einwohner, durch auswärtige Müller, durch Ausmärker, auch durch den Bannmüller selbst.

1. Bei Bannbruch durch einen Einwohner, d. h. wenn dieser seine Frucht außerhalb des Bannes in einer fremden Mühle mahlen läßt, stellen die Weistümer einmütig fest, daß der Bannmüller die Fuhre mit dem Korn oder Mehl wegnehmen darf. Korn oder Mehl sind dann des Müllers, die Fuhre ist des (Dorfs-) Herrn (Fr.-Laubersheim 4, 619, Sponheim 6, 496).

2. Wenn ein fremder Müller in den Mühlbann fährt und der Bannmüller ihn ertappt, kann dieser das Mehl an sich nehmen, den Sack lassen, da er die Erde rührt und dem Schultheißen die Fuhre liefern (Zotzenheim 2, 160).

3. Wenn ein fremder Mann den Bann überschreitet und die Bannmühle in Anspruch nimmt, darf ihm der Bannmüller zwar mahlen, wenn er keinem Einheimischen zu mahlen hat (Oberhilbersheim 4, 604). andernfalls aber hat der Einheimische den unbedingten Vorrang vor dem Ausmärker. Der Eingessene kann in diesem Fall die Frucht des Fremden ausschöpfen und seine Frucht aufschütten, daß er vor dem Fremden zu Brot komme (ebda. 4, 604). Dieser Vorrang der Einwohner greift selbst dann Platz, wenn ein Ausmärker die Bannmühle in Hagel- oder Frostzeiten in Anspruch nimmt, also notgedrungen in den Bannbezirk eingedrungen ist, weil er seine Mühle nicht benutzen konnte (Hochstätten 5, 640).

4. Endlich muß sich auch der Bannmüller selbst an seinen Bann halten. Hat er 1 Malter Mehl für einen Ausmärker gemahlen und will es aus der Gemarkung ausführen, so kann der Nachbar 1 Malter Korn hinstellen und darf das Malter Mehl nehmen, ohne gefrevelt zu haben (Niederolm 4, 597).

5. In diesen Zusammenhang gehört auch eine verwandte Bestimmung aus Kreuznach: Wenn ein Mann Mehl durch Kreuznach fährt und will dort etwas in einem Wirtshaus essen oder trinken, so muß er das Mehl auf der Straße stehen lassen, bis er gegessen hat. Stellt er das Mehl in ein Haus, so kann der Bannmüller das Mehl nehmen und soll die Fuhre dem Schultheißen aus — antworten um 5 s. h. Einerlei also, ob ein scheinbarer, versuchter oder

vollendeter Bannbruch in diesem Falle vorliegt, so soll doch die Repressivmaßnahme statthaben (Kreuznach 2, 150).

Abschließend kann man sagen: so einschneidend und streng die Bannvorschriften scheinen, waren sie doch nicht um ihrer selbst willen da, sondern entsprachen einem wirtschaftlichen Bedürfnis. Nur wenn jeder Einzelne zu seinem Recht kommen konnte, war die Ernährung der Gesamtheit gesichert. Andererseits mußten aber auch die Lebensrechte des Bannmüllers gesichert werden, was dadurch ermöglicht wurde, daß er jederzeit auf den ihm angewiesenen Kundenkreis rechnen und der Bannpflichtige den Bann nur überschreiten konnte, wenn dem Müller ein Ersatz für die entstehenden Nachteile gewährleistet war.

2. Das Backhaus.

Die Formen, nach denen der Verkehr der Ortsbewohner mit dem Bannmüller geregelt ist, stehen in weitgehender Übereinstimmung mit den Regeln, nach denen sich der Verkehr mit dem Bäcker abspielt.

Bedingungen, die sich auf die Person des Bäckers beziehen, werden nicht erwähnt. Dagegen erfährt man, daß das Backhaus freistehen und zwei Giebel besitzen soll, die $2\frac{1}{2}$ Schuh über das Dach reichen (Zotzenheim 2, 160). Des öfteren wird betont, wer das Backhaus im Bau halten muß, wie z. B. in Ebernburg die Herrschaft (5, 654), anderwärts die Gemeinde.

Im gemeinen Backhaus soll ein Ofen stehen, der 2 Malter oder 14 Simmer mit gutem Raum hält (Windesheim 2, 167), d. h., der so weit und geräumig ist, daß 2 Malter auf einmal gebacken werden können (Wendelsheim 6, 509). In Mölsheim verlangt man, daß der Bäcker seinen Ofenstein zu dem Ofen hat und daß er das Backhaus, den Ofen und die Beut trocken hält. Gerät das Backhaus durch Fahrlässigkeit des Bäckers in Brand, so kann man sich in Blödesheim an seinem Gut schadlos halten. Ist der Bäcker aber nicht im Dorf begütert, so muß er 200 Gulden Bürgschaft leisten.

Pflicht des Bäckers ist es, dem Nachbarn die zum Backen nötigen Geräte in weitestem Umfang zu leihen oder zur Verfügung zu stellen. Dazu gehört vor allem die Mulde. Wendelsheim verlangt,

daß im Backhaus 9 Mulden seien, und zwar je 3 zu $1\frac{1}{2}$, 1 und $\frac{1}{2}$ Malter (6, 509).

Herxheim schreibt 5 verschiedene Mulden vor, nämlich zu 2, $1\frac{1}{2}$, 1, $\frac{1}{2}$ Maltern und zu 3 Viernzeln (5, 605). In Albig muß der Bäcker so viele Mulden haben, daß er an einem Tag 5 oder 6mal backen kann.

Weiter werden verlangt Siebe, Redstab, Kessel, Halle und Ce-decks, das sind die Zudecken für den Teig (N.-Bamberg 4, 622), von denen man gelegentlich erfährt, daß es weiße Tücher sein sollen. Steinbach schreibt neben den Mulden je ein enges und ein weites Sieb vor (5, 637), während in Weinsheim jedermann seine Siebe selber haben soll (4, 733).

Alle diese Geräte muß der Bäcker dem Armen wie dem Reichen leihen (Herxheim 5, 605). Mulde und Bütten, wie auch der Ofen müssen in gebrauchsfähigem Zustand sein, andernfalls hat der Bäcker den Schaden zu ersetzen (Albisheim 4, 639). In Bechtelsheim werden außer einem guten Ofen und ganzen Mulden gebrauchsfähige Wirkbänke vorgeschrieben, damit man gutes Brot machen möge.

Wenn ein armer Mann backen will, soll er es dem Bäcker einen Tag zuvor anzeigen (Albisheim 4, 638). Umgekehrt soll der Bäcker einem jeglichen seine Zeit zum Backen sagen (Herxheim 5, 605). In Albig darf der Bäcker den Nachbarn nur bei Tag und nicht bei Nacht zum Kneten ansagen, damit keine Schade durch Feuersbrunst entstehen möge.

Um das Backen zu erleichtern wird oft verlangt, daß der Bäcker den Ofen vorhitze (Zotzenheim 2, 160). Die Gau-Weinheimer verlangen, daß der Bäcker jeden Montag eine Vorhitze mit 2 Schlauben (Stroh) auf seinen Ofen tue. Sprendlingen schreibt dem Bäcker 2 Vorhitzen in der Woche vor (2, 157). Von dem Vorhitzen, das auf Kosten des Bäckers erfolgt, ist zu unterscheiden das Hitzen des Ofens, wenn gebacken wird. Zu diesem Zweck muß die Feuerung von den Einwohnern gestellt werden. Die Feuerung muß der Bäcker holen, der Nachbar braucht sie nicht zu bringen. So heißt es in Gutenberg: der Bäcker soll das Holz holen in den Bannzäunen, wo es der arme Mann hat (4, 725). Er kann es auch in des Einwohners Haus nehmen, soviel er zum Backen nötig hat (Hoch-

stätten 5, 641). In Göllheim muß der Nachbar das Holz geben, um den Ofen zu wärmen, der Bäcker muß es hinfahren oder tragen (5, 628). In Blödesheim kann der Bäcker für jedes Vierzel 1 Bosen Stroh, für 1 Malter also 4 Bosen verlangen.

Aufgabe des Nachbarn ist es, den Teig zu bereiten. Daß ihm diese Aufgabe grundsätzlich selbst zufällt, ergibt sich aus den Ausnahmen, von denen die Weistümer ausführlich sprechen. Kann nämlich der Nachbar den Teig aus irgendeinem Grunde nicht selbst machen, so soll ihm der Bäcker auf sein Verlangen bereiten. Der Charakter dieser Zusatzpflicht als Ausnahme ergibt sich aus der Sondervergütung, die dem Bäcker zusteht. Der Mann muß ihm dafür einen Platz geben (Ebernburg 5, 654). Der Bäcker soll den Teig auch dann kneten, wenn die Frau durch Mutterpflichten oder Krankheit verhindert ist, es selbst zu tun (Hochstätten 5, 640). Und soll die Frau ein Brot nehmen und es entzwei brechen und darauf ein Platz machen, den soll sie dem Bäcker geben (Zotzenheim 2, 160). Ausnahmeweise, so in Windesheim, kann der Platz mit 4 Hellern gelöst werden (2, 167).

Ist das Kneten erledigt, so soll der Bäcker mit einem Karren und einem Pferd kommen, um den Teig in das Backhaus zu schaffen, damit er nicht erkalte oder verderbe (Göllheim 5, 628). Dabei soll der arme Mann die Mulde vorn nehmen, der Bäcker hinten (Gutenberg 4, 725) und also helfen, die Mulde auf den Karren zu heben (Windesheim 2, 167). In Gutenberg soll der Bäcker gleichzeitig den Beutel und das Sieb mitnehmen (4, 725), in Niederolm und Groß-Bockenheim das Gefeuere mitführen (4, 598 und 5, 625). In Dörrnbach wird die Fahrt noch dramatischer, insofern der Mann und die Frau das Wirkmehl nehmen und hinter ihrem Gut nach dem Backhaus folgen sollen (2, 808). Nach der Ankunft des Wagens am Backhaus erfolgt das Abladen der Mulde ebenso wie das Aufladen, nämlich durch das Zusammenwirken des Bäckers mit dem Nachbarn (Windesheim 2, 167).

Hat des Bäckers Fuhre den Teig bis ins Backhaus gebracht, so muß der Nachbar oder jemand von seinem wegen helfen, daß der Teig aus der Mulde ausgebrochen wird und auf die Beut komme. Ist der Teig auf die Beut geschafft, so hat ihn der Bäcker zu Brot zu wirken (Wendelsheim 6, 509). So die Regel. Aber es kann auch

anders verfahren werden. Will nämlich der arme Mann selbst oder jemand von seinetwegen den Teig aus der Mulde brechen, auf die Beut tragen und ihn fürder zu Brot wirken, so soll ihm der Bäcker dieses gönnen. Will der arme Mann das aber nicht tun, so bleibt es bei der Regel. Dann muß der Bäcker das Brot wirken und dem Armen einen Sessel, worauf ein Kissen, hinstellen, damit der Mann sitzen und dem Bäcker zusehen kann, daß er ihm sein Gut zunutze mache. Geschieht solches, so ist der Mann schuldig, dem Bäcker von 1 Malter $\frac{1}{2}$ Brot zu geben (Oberhilbersheim 4, 604). Inzwischen muß der Bäcker auch den Ofen gewärmt haben. Ist der Ofen bereitet und der Teig aufgegangen, so ist es Aufgabe des *Bäckers, das Brot in den Ofen zu schießen und es zu handhaben und zu warten (Dörrnbach 2, 808).

Das Wirken des Brotes durch den Bäcker ist etwas, woran der arme Mann besonders interessiert ist. Der Bäcker braucht hierzu das Wirkmehl, das, wie wir sahen, der Nachbar stellen muß. Durch das Wirken wird das Mehl für den menschlichen Genuß unbrauchbar. Um einer ungerechten Schädigung des Armen durch den Bäcker entgegenzutreten, haben viele Weistümer dem armen Mann ein Gegenrecht eingeräumt. So die Wendelsheimer: wenn das Brot gewirkt ist und in den Ofen kommt und es dem Nachbarn scheint, daß der Bäcker zu viel Mehl auf die Beut geworfen hat, darf er es mit seiner Hand in ein Gefäß streichen. Er darf aber dazu keinen Besen oder Federwisch nehmen (6, 509). In Neu-Bamberg darf der Nachbar bis an den Ellenbogen auf die Beut greifen und das Mehl herabschlagen, was darüber liegen bleibt, ist des Bäckers (4, 622). In Siefersheim mag die Frau oder der Mann den Ärmel bis an den Ellenbogen zurückstreifen und einen Streich auf der Beut tun (4, 618). Auch in Herxheim darf die Frau einen Streich neben dem andern tun, aber das Mehl nicht aufwischen mit Federwisch oder Lumpen (5, 605). Gerade umgekehrt bestimmt Hochstätten, daß der Nachbar das übrige Mehl von der Beut mit einem Federwisch abkehren und zu seinem Nutzen behalten soll (5, 641).

Alle diese Vorschriften zeigen, wie sehr man bestrebt war, die beiderseitigen Interessen auszugleichen. Und wenn es doch nicht gelungen wäre, wen wollte es wundern? Wahrscheinlich weil sie ihre Erfahrungen gemacht hatten, haben die Oberhilbersheimer

kurz und bündig bestimmt, daß der arme Mann die Beut lassen soll, wie er sie findet (4, 604), während die Pfälzer Orte Steinbach, Göllheim, Albisheim und Groß-Bockenheim dem armen Mann erlauben, das ganze Wirkmehl aufzukehren und heimzutragen, wenn er dem Bäcker 2 Heller auf die Beut legt (5, 637, 5, 628, 4, 639, 5, 625).

Ist das Brot gebacken, so muß es der Bäcker aus dem Ofen holen, Karren und Pferd nehmen, die Brote aufladen und sie dem Nachbarn auf einmal heimfahren. In Hochstätten darf der Bäcker das fertige Brot nicht über Nacht in seiner Behausung behalten (5, 641). In Albig soll er es nicht über Nacht unter den Füßen (der Wirkbänke?) stehen lassen, daß es nicht von Hunden oder Katzen zerbissen werde. Umgekehrt verlangt Dörrnbach, daß der Bäcker das Brot über Nacht stehen lasse und es andern Morgens heim-schaffe (2, 808). Wenn Schaub oder ander Feuer vom Backen übrig blieb, kann es der Nachbar wieder heimtragen (Niederolm 4, 598). In Bechtolsheim muß der Nachbar, falls mehrere Schaub übrig geblieben sind, ein Schaub liegen lassen, die andern darf er heimtragen.

Ist das Brot ins Haus des Nachbarn geliefert, so bleibt noch die Frage des Backlohns zu erledigen, der sich nach der Brotzahl richtet. In Dalsheim muß der Bäcker von 1 Malter Mehl 39 bis 41 Brote backen, in Blödesheim von 1 Malter 20 Brote, wobei in der Regel 2 mehr oder 2 weniger zugelassen sind. Dieser auffallende Unterschied erklärt sich durch den Gewichtsunterschied der Brote, die an verschiedenen Orten verschieden schwer gebacken wurden. Gewöhnlich erhält der Bäcker von 1 Malter 2, von 2 Maltern 4 Brote als Backlohn. Hatte er nur 3 Viernzel gebacken, so gebühren im $1\frac{1}{2}$ Brote, bei $\frac{1}{2}$ Malter 1 Brot (Wendelsheim 6, 509). Ähnliche Staffellungen in Ramsen und Niederolm (5, 618 u. 4, 598).

Der Bäcker darf sich seinen Lohn nicht im Backhaus nehmen, sondern der arme Mann soll ihm geben und lohnen (Sprendlingen 2, 157). Wenn dem Bäcker das erste Brot nicht gefällt, soll ihm der Arme ein andres geben und der Bäcker damit zufrieden sein (Siefersheim 4, 618). Auf jeden Fall soll vermieden werden, daß der Backlohn selbstüchtig bemessen wird, indem der Bäcker das größte, der Nachbar das kleinste Brot aussucht. Deshalb die wie-

derholte Bestimmung, daß der arme Mann von ungefähr in den Haufen der Brote greifen und dem Bäcker zwei davon geben soll (Sponheim 6, 496, Dörrnbach 2, 808 usw.). Genau dasselbe erstrebt der Wendelsheimer Brauch, wo der Bäcker, wenn er das Brot dem Nachbarn heimgefahren hat, die Brote von vorn oder hinten anfangend zählen und seinen Lohn zuletzt auf dem Karren liegen lassen soll (6, 509).

Bei der Umsicht und Kleinmalerei, mit der die Weistümer das Mahl- und Backrecht behandeln, darf auch jene letzte Frage nicht unerörtert bleiben, was geschieht, wenn der Bäcker das Brot verdirbt. Wenn der Bäcker das Brot verbrennt oder zu leise bäckt, soll er sich in Hochstätten mit dem Nachbarn vergleichen (5, 641), nach Steinbacher Recht muß er das verdorbene oder ungenügend gebackene Brot dem Nachbarn nach Erkenntnis ehrbarer Leute bezahlen (5, 637). In Pfaffen-Schwabenheim und Ebernburg trägt der Arme das mißratene Brot vor das Gericht. Erkennt das Gericht, daß es mißbacken ist, muß es der Bäcker wieder nehmen und dem Geschädigten gleich viel gutes Brot backen (4, 615 u. 5, 654). Die Verantwortung des Bäckers für verdorbenes Brot fällt weg, wenn er den Nachbarn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der Teig schlecht sei und die Verantwortung abgelehnt hatte (Bechtolsheim).

* * *

Das sind die Bräuche der Bannmühle und des Backhauses. So hart und hemmend sich die Bannrechte gegen die persönliche Freiheit zu richten scheinen, fehlt es doch in dem, was die Bannmühle und das Backhaus betrifft, an jedem Druck von oben. Zahlreiche Einzelzüge der Darstellung haben gezeigt, daß unsere Alvordern die zur Lösung stehenden Fragen nicht mit starren und drakonischen Gewaltmaßregeln, sondern durch ein versöhnliches und stets zum Ausgleich und zur Vermeidung der Härten bereites Entgegenkommen überwunden haben. Selbst in den schwersten Fällen einer Zuwiderhandlung bleibt die Person und ihre Freiheit unangetastet; es treten nur Nachteile vermögensrechtlicher Natur ein, die das verletzte Recht wieder gut machen sollen. Man empfindet deutlich, daß die Dorfgemeinde (ähnlich wie die Familie)

den Weg gesucht und gefunden hat, welcher der Überbrückung der Interessengegensätze am dienlichsten war. Möglich, daß in älteren Zeiten, die wir nicht näher kennen, auch wegen dieser Dinge heftiger gekämpft worden ist. Die Weistümer um 1500 lassen davon nichts mehr verspüren, sondern bieten das Bild eines friedlichen und reibungslosen Zusammenarbeitens mit dem Gepräge einer abgeschlossnen Rechtsentwicklung. Ob dieses Ergebnis noch weiterer Wandlung oder Neuerung fähig gewesen wäre, ist eine andre Frage. In die Neuzeit konnten sich diese Bräuche nicht hinüberretten. Und wenn man gesagt hat, daß die Mühle die erste und Jahrhunderte lang die einzige Fabrik gewesen sei, so haben die Stürme späterer Zeit, welche die Bannrechte zertrümmerten und durch Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ersetzten, doch auch dem Bannbackhaus und allem, was damit zusammenhängt, den Todesstoß versetzt, um neueren und zeitnäheren Betriebsformen Platz zu machen.

Lügt die Statistik wirklich?

Von Gerhard Reinhold.

Mit Recht beschwert sich so mancher über die Statistik, wenn er — zum wievielten Mal — einen statistischen Fragebogen ausfüllen soll. man braucht bei Fragebogen noch gar nicht einmal an die berühmten Fragebogen der neuesten Zeit zu denken oder an die Steuererklärungen oder an die Haushaltsfragebögen usw., die alle auch einen Teil der Statistik mitbedeuten, wenn hier auch die Statistik nicht im Vordergrund steht, sondern andere Fragen. Auch wer täglich sein Barometer oder Thermometer abliest und sich ärgert, daß das tatsächliche Wetter nicht dem entspricht, was er auf Grund des Ganges des Luftdrucks oder der täglichen Temperatur sich für Vorstellungen vom jahreszeitlichen Witterungsablauf gemacht hatte, macht gewissermaßen damit der Statistik einen Vorwurf. Denn auch Wetterkunde und Klimakunde beruhen wesentlich auf Statistik.

Solche Beispiele der Abneigung gegen die Statistik, besonders die Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistik, lassen sich bis ins graue Altertum verfolgen. Schon der biblische Mythos läßt nach W a g e m a n n (Narrenspiegel der Statistik S. 4) Jahwe in heftigen Zorn gegen Zahl und Statistik geraten. Denn furchtbar ist die Strafe, die er nach Sam. 2, Kap. 24 als Vergeltung für eine Volkszählung über sein Volk verhängt: „Jahwes Zorn entbrannte aufs Neue gegen Israel, so daß er David gegen sie aufstiftete mit dem Geheiß: „Auf! Zähle Israel und Juda!“ Da gebot der König Joab und den unter ihm stehenden Truppenführern: „Durchstreife alle Stämme Israels von Gan bis Beerseba und halte Volkszählung, damit ich die Zahl der Bevölkerung erfahren.“ Aber David schlug das Gewissen, nachdem er das Volk hatte zählen lassen. Da sprach David zu Jahwe: „Ich habe mit dem, was ich that, schwer gesündigt;

nun aber, Jahwe, laß doch deinem Knechte seine Verschuldung hingehen, denn ich war schwer bethört!“ Jahwe antwortete ihm durch den Mund des Propheten Gad: „Willst du, daß drei Jahre Hungersnot über dein Land kommen soll, oder daß du drei Monate vor deinen Feinden fliehen mußst, und das Schwert dich verfolge, oder daß drei Tage Pest in deinem Lande sei?“ So wählte sich David die Pest. Es war aber gerade die Zeit der Weizenernte, als die Seuche begann, und es starben aus dem Volke von Dan bis Beerseba 70 000 Mann.

Neigen wir einer weltlichen Auffassung zu, so werden wir diese Erzählung dahin ausdeuten, daß es sich um eine Legende handelt, in der theologische Argumente gegen eine fürstliche Maßnahme ausgespielt werden, die im jüdischen Volke sicherlich höchst unbeliebt war. Denn was konnte König David mit der Volkszählung anderes beabsichtigen als die Aushebung waffenfähiger Mannschaften oder die Einführung neuer Steuern?

Manche Abneigung gegen die Statistik soll auch heute noch in der Angst vor dem Fiskus ihre Wurzel haben. Darüber hinaus dürften heute wie damals atavistische Gefühle eine Rolle spielen. Denn die Menschheit ist erst sehr spät und nur Schritt für Schritt unter unsäglichen Mühen in das Reich der Zahl vorgedrungen.

Andere bittere Vorwürfe gipfelten etwa in folgenden Aussprüchen: „Die Statistik sammle nur ödes Zahlenmaterial“, „sei nur ein Zahlenfriedhof“ oder Wagenführ stellt fest: („Statistik leicht gemacht“ S. 6): „Ein Feind der Statistik hat meist noch einen letzten Einwand zu machen, nämlich den, daß die Statistik den Charakter verderbe.“ Statistik sei nichts als eine besonders ausgeklügelte Methode zu lügen. „Mit Zahlen kann man alles beweisen“ — wer hat dieses Sprüchlein noch nicht gehört? Oder schließlich sagt man, es gäbe drei Arten von Lügen: die Notlüge, die gemeine Lüge und endlich die Statistik!

Wenn wir demgegenüber aber überall in der Welt sehen, wie in allen Staaten immer größeres Gewicht auf Statistik gelegt wird, immer größere statistische Jahrbücher und dgl. entstehen, wie große Stadtverwaltungen in Staaten mit jeder Staatsform ihre statistischen Ämter sich viel und immer mehr Geld kosten lassen, wie große Unternehmungen auf ihre statistischen Abteilungen im-

mer größeres Gewicht legen, um ihren Wirtschaftserfolg zu sichern und nachzuweisen, dann fragen wir uns angesichts der Wucht dieser Tatsachen doch mit Recht: Lügt die Statistik wirklich?

Es geht mit der Statistik genau so wie mit jeder menschlichen Einrichtung, sie kann zum Segen oder Unsegen der Menschen werden. Es geht mit der Statistik genau so wie mit jedem wissenschaftlichen Fortschritt, jeder Erfindung, jeder technischen Neuerung: Sie können den Menschen zum Heil oder zum Unheil anschlagen. Die Erfindung des Feuers, des Messers, der Maschinen, der Explosivstoffe, des Flugzeugs, der Atomzertrümmerung usw., all das brachte den Menschen Glück und Unglück zugleich in reichem Maße. Das Messer in der Hand des geschickten Chirurgen kann unendlichen Segen stiften, fahrlässig oder verbrecherisch benutzt kann es töten oder größtes Leid verursachen, und so ist es mit allem, was Menschengestalt und Menschenhand geschaffen haben. Gibt es darüber, ob diese Erfindungen ein Segen oder ein Unsegen waren, ein allgemeingültiges Urteil nach der einen oder anderen Seite, das die Philosophie als unbedingt gültig anerkennen könnte? Es ist die Schuld des Menschen selber, daß es so ist. Aber es lassen sich auch niemals diese Entwicklungen verbieten. Es bleibt nur die Hoffnung, daß die Menschen eines Tages zur Vernunft kommen und Weisheit statt Torheit die Menschen dann in den ungetrübten Genuß ihrer großartigen Erkenntnisse kommen lassen möge.

Und eben das gilt auch von der Statistik. Auch sie ist eine technische Errungenschaft, eine wissenschaftliche Erkenntnisquelle. Die Statistik lügt nicht, wenn sie nach den Regeln der Wissenschaft und damit nach den Gesetzen der Wahrheit aufgestellt wird, aber man kann mit ihr lügen, kann sie mißbrauchen. Die Statistik liefert zunächst gewöhnlich immer ein unheimliches Zahlenmaterial. Schon in ihm können viele Fehlerquellen stecken, die oft nicht leicht zu entdecken sind, aber umgekehrt oft leicht zum Fließen gebracht werden können. Hier ist's wieder der leidige, in der Statistik übrigens meist Erhebungsformular genannte, Fragebogen, der, wie genugsam bekannt, manche Lügenantwort verursachen kann, wenn er nicht geschickt und diskret fragt. Viel Frag', viel Antwort — ein bekanntes, nur zu wahres Sprichwort. Jede

Frage muß ganz einfach und eindeutig gestellt werden, sonst können Regimenter von Fehlern in die Zahlenkolonnen einmarschieren.

So wurden bei einer bayerischen landwirtschaftlichen Betriebszählung in der Pfalz zu den Windmühlen die Windfegen (Getreidereinigungsmaschinen, die man dort Windmühlen nennt) hinzugerechnet, so daß dort an die 30 000 Windmühlen auftauchten, mehr als vielleicht in der ganzen Welt vorhanden sind. Im Vogtland wurde nach Brennereien gefragt und dann erschienen die Plisseebrennereien bei den Branntweinbrennereien. Bei Fragen über das Gebäude-Vermögen würde der eine die Baukosten des Hauses, der andere den Feuerversicherungswert, der dritte den Steuerwert, ein vierter den Kaufpreis nennen usw.

Gefährlich sind auch sogenannte Suggestivfragen, d. h. Fragen, bei denen der Antwortende eine bestimmte Absicht des fragestellenden Statistikers vermutet. So z. B. würde eine Frage nach dem notwendigen Lebensunterhalt der einzelnen Familien naturgemäß die sonderbarsten Antworten zur Folge haben. Bei einer der früher so beliebten Zeitschriftenquäten wurde an die Leser die Frage gerichtet: „Womit beschäftigen Sie sich am liebsten in Ihrer Freizeit?“ „Mit meiner jungen Frau“, war eine der schönsten Antworten.

Übrigens heben sich bei den gewöhnlichen sachlichen, statistischen Aufnahmen nach dem Gesetz der großen Zahl geringere Abweichungen von der Wahrheit gewöhnlich gegenseitig auf. Denn was der eine zuviel, gibt der andere zu wenig an. Aber schlimm ist es, wenn bei den Befragten aus gewissen Gründen eine Neigung vorliegt, die Angaben in bestimmter Richtung zu korrigieren; dann entsteht ein sogenannter systematischer Fehler. So haben Frauen manchmal Scheu davor, ihr Alter richtig anzugeben und lassen es niedriger erscheinen; in der Steuerstatistik ist mit dem Bestreben zu rechnen, das Einkommen niedriger anzusetzen usw. Bei der landwirtschaftlichen Statistik wurden bis 1914 die Ernteerträge durch ehrenamtliche Schätzer, meist besonders tüchtige Landwirte, erhoben. Bis 1914 hatten diese vielfach den Ehrgeiz, in ihren Gebieten die Landwirtschaft durch möglichst hohe Ernteertrags-Angaben besonders fortgeschritten erscheinen zu lassen. Umgekehrt war's dann in der Zwangswirtschaft-Zeit 1915—

1923. So mußte man 1914—1918 mit Schrecken feststellen, daß die geschätzten Erträge der Vorkriegszeit zu hoch veranschlagt worden waren, während sie im Krieg und danach zu niedrig erschienen und sich so die Ernährungslage noch düsterer gestaltete, als man angenommen hatte. Umgekehrt bildete man sich 1933—1939 auf die Milchleistungssteigerung infolge Zuchtauslese der Milchkühe in diesen Jahren zuviel ein. Denn früher wurde eben viel Milch und Butter im Haushalt des Bauern selbst verbraucht oder von ihm unmittelbar an den Verbraucher geliefert, was nicht in der Statistik erschien, während die nachfolgende zentralisierte Zwangsablieferung fast der ganzen Milch an die Molkerei ein anderes Bild ergab. Und so fort.

Das Wort Statistik leitet sich her von italienisch oder spätlateinisch *statista* ‚Staatsmann‘, ursprünglich von griechisch *ἵστρημι* (ich stelle auf die Waage)‘. Da haben wir’s schon. Man kann richtig wiegen, man kann falsch wiegen — fahrlässig oder böswillig. Die Statistik nun ist die Kunst des Wägens, des Messens, des Abschätzens von Massenerscheinungen.

Die Statistik, mit der wir es hier zu tun haben, ist die Sozialstatistik, also die Kunst, besser gesagt, die Wissenschaft des Zählens und Messens von gesellschaftlichen Massenerscheinungen. Man unterscheidet demnach bei der angewandten Sozialstatistik im wesentlichen Bevölkerungs- und Wirtschafts-Statistik und Kultur-Statistik. Das läßt es begreifen, daß die Sozialstatistik es weniger mit dem Erfassen von Naturgesetzen zu tun hat, was Aufgabe der naturwissenschaftlichen Statistik wäre, als vielmehr mit Wahrscheinlichkeiten oder Regelmäßigkeiten, höchstensfalls mit Gesetzmäßigkeiten.

Denn bei gesellschaftlichen Massenerscheinungen handelt es sich weitgehend um Vorgänge, die vom menschlichen Willen abhängig sind, also nicht ohne weiters dem Kausalitätsbegriff der Naturwissenschaft unterliegen, sondern eben der menschlichen Willkür, der sich ja sogar der natürliche menschliche Lebensvorgang von der Zeugung, Geburt bis zum Tod nicht ganz entziehen kann. Noch viel weniger wirtschaftliche Vorgänge, die auf menschlichen Entschlüssen beruhen!

Schon daraus ergibt sich, daß die Statistik es schwer hat, den wahren Tatbestand zu erforschen. Denn wo menschliche Willkür im Spiel ist, wird sie auch die Erforschung ihrer Auswirkungen erschweren. Noch mehr aber gilt dies, wenn die Statistik die willkürlichen menschlichen Handlungen in ein gewisses System, in gewisse Regeln bringen soll — und das muß sie ja tun, das ist ja ihre Aufgabe. Denn der Einzelfall für sich betrachtet, — selbst wenn es sich um noch so viele Einzelfälle handelt — gibt uns ja noch keinen Aufschluß über gewisse Regelmäßigkeiten in den Massenerscheinungen, deren Erforschung die Aufgabe der Statistik ist, die eine der wichtigsten Hilfswissenschaften der Staatswissenschaft ist.

Es ist vor allem das Gesetz der großen Zahl, das die Statistik beachten muß. Nach diesem Gesetz ergibt erst die Zusammenfassung sehr vieler Einzelfälle gewisse Regelmäßigkeiten und kennzeichnende Werte, die sich bei Betrachtung nur weniger Einzelfälle nicht erkennen lassen, weil bei einer großen Zahl von Beobachtungen in dem Gesamtbild die stetig wirkenden Ursachen mehr zur Geltung kommen als bei einer kleinen Zahl, bei der das Gesamtbild durch wechselvolle zufällige Ursachen stark beeinflußt und verschoben werden kann. So kann es bei Mißachtung dieses Gesetzes dann leicht zur wirklichen Lüge, aber nicht der Statistik, sondern mit der falsch aufgebauten und angewendeten Statistik kommen. Hier einige ergötzliche Beispiele: Lord d'Aberton, der erste britische Botschafter in Berlin nach 1918, beschrieb in seinen Memoiren den Deutschen als einen specknackigen, die Nächte durchzechenden, des Morgens aber gleichwohl frisch ans Werk gehenden Menschen. „Man vergegenwärtige sich — sagt Donner in seine „Statistik“, was herausgekommen wäre, wenn Seine Lordschaft eine auf dieser Methode, der sogenannten typischen Methode aufbauende Statistik der Eigenschaften und Lebensgewohnheiten des deutschen Volkes vorgelegt hätte.“

Gewiß muß die Statistik in manchen Fällen, dann nämlich, wenn ihr nicht die Möglichkeit gegeben ist, umfassende Erhebungen vorzunehmen, scheinbar vom Gesetz der großen Zahl abweichen und sich mit der Verallgemeinerung eines typischen Einzelfalls begnügen. Das ist die obenerwähnte typische Methode. Sie

kann manchmal durchaus genügen, dann nämlich, wenn wirklich ein typischer Fall, d. h. ein für die ganze, aus irgendwelchen Gründen nicht erfaßbare Masse kennzeichnender Einzelfall gewählt wurde. Aber eben diese Wahl ist außerordentlich schwer und kann zu verhängnisvollen Auswirkungen führen und zwar zu falschen Verallgemeinerungen. Man muß als Statistiker schon die Masse selbst kennen, um den Typus zu erhalten, aus dessen Beobachtung man allgemeine Schlüsse ziehen kann.

Ein weiteres Beispiel (nach Wagemann): Vor 1914 erhielt die Regierung einmal eine Anfrage im Reichstag betreffend die wachsende Unmoral in einem bayerischen Ort. Hier hatte ein Statistiker eine Zunahme der unehelichen Geburten um 200 Prozent festgestellt. Diese Sündenstatistik war dadurch veranlaßt, daß eine Frau, die dem Zivilstand der Ledigen angehörte, Drillinge geboren hatte, während früher in diesem Dorf durchschnittlich 1 uneheliche Geburt zu verzeichnen gewesen war.

Hier haben wir also in einer rechnerisch an sich richtigen Statistik zwei Lügen festzustellen: 1. einen Verstoß gegen das Gesetz der großen Zahl. Denn die oben festgestellte Steigerung war ja nur ein Einzelfall, der zu bestimmten Zwecken (um die wachsende Unmoral zu geißeln) als typisch hingestellt wurde. 2. bei der Angabe „Steigerung um 200%“ handelte es sich um einen Mißbrauch der Verhältniszahl „200%“. Denn jede Verhältniszahl tritt uns (nach Winkler) mit dem Anspruch „Wesensform“ zu sein entgegen. Es ist klar, daß bei Verhältniszahlen aus zu kleinen Grundzahlen dieser Anspruch erschlichen ist. Wenn z. B. in einem Krankenhaus von vier an einer Krankheit erkrankten Personen eine stirbt, so ist die Aussage: 1 von 4 gestorben, richtig. Dagegen die Aussage durchschnittlich 25% gestorben, falsch. Denn die Betrachtung von vier Fällen gibt kein Recht, auf das Ergebnis von hundert Fällen und schon gar nicht auf das von durchschnittlich hundert Fällen zu schließen. Und so ist es auch mit obigem Beispiel der unehelichen Geburten. An und für sich spielen die Verhältniszahlen in der Statistik eine wichtige Rolle. Erst wenn die statistischen Massen zu einander in Beziehung gesetzt oder auf eine Vergleichsbasis gebracht werden, etwa durch In-Beziehung-Bringen mit der Zahl 100 (Prozentzahlen), werden sie für uns an-

schauliche Größen. Die isolierte (absolute) Zahl dagegen ist (Wagemann) zunächst „sinnfrei“. Jedoch darf man auch bei den Verhältniszahlen die Vorsicht nicht außer Acht lassen, will man sich nicht wiederum dem Vorwurf der Lüge aussetzen. D. h. in der Außerachtlassung der absoluten Werte liegt vielfach gerade wieder auch die Schwäche der Verhältniszahlen. Wenn z. B. in einem Jahr von 10 000 Sterbefällen 30%, in einem späteren Jahr von 8000 Sterbefällen 35% auf die Tuberkulose entfallen, so entsprechen den Verhältniszahlen von 30 und 35% absolute Zahlen von 3000 und 2800. Während also nach den Verhältniszahlen es den Anschein hat, als ob die Tuberkulosesterblichkeit angestiegen sei, ist sie nach den Grundzahlen — und diese sind hier der einzig richtige Maßstab — gefallen!

Mit diesen und den folgenden Hinweisen soll der Wert der Verhältniszahlen in keiner Weise herabgesetzt werden. Sie haben nur, wie dies von allen Dingen gilt, ihre Verwendungsgrenzen. Wer sie kennt und richtig zu beachten weiß, wird innerhalb derselben die Verhältniszahlen mit um so größerem Erfolg verwerten können.

Eine der wichtigsten Forderungen ist in der Statistik die Beachtung der logischen Zusammenhänge, d. h. der Folgerichtigkeit. Die Sozialstatistik ist viel weniger eine Frage des richtigen Rechnens als der Erkenntnis der richtigen Voraussetzungen und der logischen Kausalverknüpfungen. Hierfür einige Beispiele: Beliebte Beziehungszahlen sind die sogenannten Kopfquoten, z. B. die Berechnung des Bierverbrauchs in Litern je Kopf der Bevölkerung, etwa in München im Vergleich zu anderen Städten. Wer hier auf eine außerordentlich hohe Zahl stößt, bedenkt nicht, daß an dem hohen Bierverbrauch die ungezählten Fremden dieser Stadt einen namhaften Anteil hatten. Oder man denke an die Berechnung des Zigarettenverbrauchs, Fleischverbrauchs usw. je Einwohner eines Landes, wenn sie nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Säuglinge und Kinder einbegreift und es sich auf der einen Seite vielleicht um ein besonders kinderreiches Land, auf der anderen um ein stärker vergreistes Volk, wie der scheußliche, propagandistisch übrigens viel mißbrauchte, Ausdruck lautet, handelt, d. h. um ein Land mit geringerer Geburtenhäufigkeit, dafür aber auch

geringerer Kindersterblichkeit und stärkerer Besetzung der mittleren und höheren Altersklassen.

Ebenso ist es denkbar, daß in einem solchen Lande trotz unveränderten Verbrauchs der einzelnen Personengruppen der Je-Kopf-Verbrauch an Lebensmitteln zunimmt, weil die Gesamtbevölkerung jetzt einen geringeren Anteil an Kindern umschließt, oder daß die Sterbeziffer, d. h. die Zahl der Gestorbenen je 1000 im ganzen zunimmt, weil eben eine „Vergreisung“ eingetreten ist, d. h. die höheren Altersklassen stärker vertreten sind, während die Sterbeziffer in den verschiedenen Altersklassen doch gleich geblieben oder sogar gefallen ist. Hierfür ein besonders schönes Beispiel (nach Wagemann): Wenn man fragt, wessen Beruf gesünder ist, der des Geistlichen oder der des Eisenbahnbeamten, so wird Einstimmigkeit darüber bestehen, daß die Betreuung einer Pfarrei das Leben besser wahrt als die Führung einer Lokomotive oder auch die Kontrolle der Fahrgäste. Eine englische Statistik, die darüber angestellt wurde, und an sich ganz richtig war, ergab aber das Gegenteil: Es kamen auf 1000 Geistliche 19 und auf 1000 Eisenbahnbeamte 17 Sterbefälle im Jahr. Es lag hierbei offenbar kein Erhebungs- und kein Rechenfehler vor. Aber eine weitere Aufspaltung ergab ohne weiteres die Aufklärung des Widerspruchs der statistischen Zahlen mit dem gesunden Menschenverstand. Gliederte man nämlich auf, so sah man:

Im Alter von	starben (je 1000 Personen)	
	<i>Geistliche</i>	<i>Eisenbahner</i>
25—35 Jahren	5	12
35—45 Jahren	6	15
45—55 Jahren	13	22
55—65 Jahren	23	41
65—75 Jahren	52	71
über 75 Jahren	150	205

Nun wurde klar, warum die Statistik scheinbar eine falsche Antwort gegeben hatte. Jetzt zeigte sich, daß die Geistlichen viel länger leben, die hohen Altersklassen, also viel stärker besetzt sind als bei den Eisenbahnbeamten, was auch darin zum Ausdruck kam, daß bei einer Zählung des Todesalters beider Gruppen die

Geistlichen ein Alter von 62,6, die Eisenbahnbeamten aber nur von 43,2 Jahren erreicht hatten.

Ähnliche Verhältnisse, d. h. Möglichkeiten bewußt oder fahrlässig zu lügen, liegen vor bei Statistiken über Krebssterblichkeit. Der Krebs nimmt der Statistik zufolge als Todesursache absolut und relativ (%ual) zu, aber deswegen, weil die Krebstodesursache besser erkannt wird als früher und vor allem, weil er vorwiegend Leute höheren Alters befällt, das in friedlichen Zeiten der letzten Jahrzehnte viel mehr Leute erreichen als früher. Betrug die durchschnittliche Lebenserwartung aller deutschen Männer 1875 rund 50 Jahre, aller Frauen rund 51 Jahre, wenn sie das Säuglingsalter überstanden hatten, so erhöhen sich diese Zahlen für 1933 auf 64 und 66. Diese Zahlen zeigen übrigens zugleich die höheren Lebensaussichten der Frau und sind keine Lügen — wenn kein Krieg kommt!

Weitere Beispiele der Gesundheitsstatistik: Im allgemeinen zeigt es sich, daß — in langen Friedensjahren natürlich — der Statistik zufolge die Sterblichkeit der Ledigen größer ist als die der Verheirateten. Ein Forscher namens *Westergaard* führte dies darauf zurück, daß die Ehe Gesundheit und Leben günstig beeinflusse. Der wahre Grund hierfür dürfte aber der sein, daß die Unverheirateten nicht zur Ehe geschritten sind, weil es ihnen in irgendeiner Weise an körperlichen oder wirtschaftlichen Voraussetzungen fehlt. Die ungünstigeren Lebensverhältnisse der Unverheirateten dürften zugleich Ursache ihrer Ehelosigkeit und ihrer höheren Sterblichkeit gewesen sein.

Eine ausländische Universität schrieb in ihrem Semesterbericht, daß übermäßiges Rauchen viele Studenten von dem regelmäßigen Besuch der Vorlesungen abhalte. Zur Stützung dieser Ansicht gab die Universität folgende Tabelle:

	Nichtraucher	mäßige Raucher	starke Raucher
Anteil der ver- säumten Stun- den an den Ge- samtstunden	3.2 v. H.	14.1 v. H.	24.1 v. H.

Diese Übersicht zeigt ohne Zweifel, daß die starken Raucher am häufigsten fehlten. Diejenigen, die stark rauchten, waren wahrscheinlich dieselben, die andere Dinge mehr liebten als das Kolleg. Fernbleiben vom Kolleg und starkes Rauchen können also eine gemeinsame dritte Ursache haben:

Lügen können auch entstehen durch Vergleich nicht vergleichbarer Größen.

Die Kriminalstatistik in einem Lande hatte einmal aufgedeckt, daß die Kriminalität der Ausländer viel größer sei, als die der Inländer. Dabei waren aber bei den Ausländern auch die Paßvergehen mitgezählt worden, die bei Inländern natürlich nicht vorkommen.

Ein anderer Statistiker glaubte nachweisen zu können, daß in einem Lande, das von Jahr zu Jahr einen Strom von Einwanderern aufnahm, die Kriminalität der Einwanderer sehr viel größer sei, als die der Einheimischen. Leider vergaß der Statistiker, daß die Altersgliederung beider Bevölkerungsgruppen ganz verschieden ist. Bei den Einheimischen sind nämlich sehr viel mehr Säuglinge mitgezählt worden, die für Verbrechen ja wohl nicht in Frage kommen. Auch die geringere Kriminalität der Frauen darf nicht übersehen werden. Unter den Einwanderern pflegt das (weniger kriminelle) weibliche Geschlecht aber geringer vertreten zu sein.

Große Irrtümer können auch verborgen sein in üblichen geographisch-statistischen Bezugswerten. Ein beliebtes Mittel, die Bevölkerungsdichte eines Landes zu kennzeichnen, ist die Bezugsgröße: Zahl der Einwohner je qkm. So beträgt z. B. die Zahl der Bewohner je qkm im industriellen Europa 119, im agrarischen Europa 66, in den Vereinigten Staaten 16, in Rußland 7, im Deutschen Reich 135, in Frankreich 76, Dänemark 88, Polen 89, Rumänien 67, Bulgarien 61.

Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß in Gebieten, wie z. B. Sibirien, Skandinavien usw. große Teile des Landes überhaupt nicht kulturfähig sind, weil sie Eiswüsten, Tundren, Gebirge, Sandwüsten usw. darstellen. Es wäre daher aufschlußreicher, die Bevölkerung zum bebauten oder doch zum bebaubaren Land in Beziehung zu setzen.

Dann sehen wir z. B., daß auf 100 Einwohner treffen
1938 in Deutschland 45 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche

in Polen	76 ha
in Frankreich	83 ha.

Rechnen wir aber nochmals andersartig um, dann sehen wir, daß
1938 auf 1 qkm (100 ha) landwirtschaftliche Nutzfläche an land-
wirtschaftlicher Bevölkerung

in Deutschland	52 Menschen
in Frankreich	47 Menschen
in Dänemark	37 Menschen
in Polen	82 Menschen
in Rumänien	97 Menschen
in Bulgarien	116 Menschen

treffen. Hier ergeben sich ohne weiteres Ausblicke auf die Not der
Kleinbauern in den östlichen Gebieten, die keine lohnendere Be-
schäftigung in der dort mangelhaft entwickelten Industrie finden
können. Welche Ausblicke eröffnen sich da für die deutschen West-
gebiete in der Zukunft? Jedenfalls keine Lügen, sondern schwer-
wiegende Tatsachen!

So sehen wir also, daß auch beim Aufbereiten der somit mit
Vorsicht zu genießenden und kritisch erst zu prüfenden ursprüng-
lichen Zahlen, beim Straffen der Zählergebnisse, beim Zusammen-
fassen und Auswerten der oft unheimlich vielen Zahlen viele Irr-
tümer möglich sind und nur bei sorgfältiger, objektiver, unvor-
eingennommener rechnerischer und, wenn veranlaßt, graphischer
Darstellung vermieden werden können. Auch Schaubilder können
übrigens lügen, so daß die Statistik statt zu einem wahrheitsge-
treuen Spiegel der Tatsachen, der sie sein sollte, zu einem Vexier-
spiegel wird.

Während es die Mathematik mit der reinen Zahl zu tun hat,
umfaßt die statistische Masse empirische Zahlen. Das ist schon bei
Bildung statistischer Summen zu beachten. Schon die Angabe der
Summe der Bewohner bei einer Volkszählung läßt leicht über-
sehen, welche Unzahl von Verschiedenheiten sich beim Vergleich

der Bevölkerungssummen zweier Länder hinter den beiden Summenzahlen verbirgt. Verschiedenheiten der Altersgliederung, der Weltanschauungen, Konfessionen, Berufe, Vernunft und Tüchtigkeit, Verteilung auf Stadt und Land usw. Die Ein- und Ausfuhr eines Landes wird entweder vorwiegend in Gewichten angegeben oder in Werten (RM, Dollars usw.). Bei der gewichtsmäßigen Betrachtung: welche ungleichwertigen Gegenstände werden damit zusammengefaßt; Platin, Edelstahl, Weizen, Holz, Kohle, Steine und Erden mit Büchern und Modekleidern usw. Bei der wertmäßigen Betrachtung aber können bei gleichen Werten für verschiedene Jahre in einem Jahr vorwiegend billige Rohstoffe, in einem andern Jahr vorwiegend teure Fertigwaren drin enthalten sein oder in einem Jahr mit geringerem Ein- oder Ausfuhrwert kann bei etwa gleicher Zusammensetzung nach Warengattungen vielleicht die gleiche Menge an Gütern über die Grenze gegangen sein als in einem anderen Jahr mit viel größeren Ein- und Ausfuhrwerten, weil mittlerweile die Weltmarktpreise vielleicht unglaublich gesunken waren, wie etwa von 1928 bis 1932.

Nur kurz gestreift seien die Fallstricke bei den Durchschnitts- oder gar bei den so beliebten Index-Berechnungen.

Durchschnittsberechnungen müssen in der Statistik oft vorgenommen werden, um Mittelwerte für die verschiedenen wirtschaftlichen Tatbestände zu erhalten, so z. B. das durchschnittliche Einkommen, den Durchschnitts-Preis, die durchschnittlichen Lebenshaltungskosten usw. Hierbei können viele Verschleierungen des Tatbestands vorkommen. Hier nur ein paar schematische Beispiele:

Ein Millionär und ein Habenichts besitzen ein Durchschnittseinkommen von $\frac{1}{2}$ Million RM! In der Praxis ist eine derartige Aufstellung nicht so selten. Wenn in einem kleinen Ort viele geringbezahlte Arbeiter und ein reicher Fabrikbesitzer wohnen, kann man sich so ja vorstellen, was bei einer durchschnittlichen Einkommensberechnung herauskommt.

Indexzahlen, auch Meßziffern genannt, sollen Veränderungen innerhalb einer Reihe mit Hilfe von Prozent-Zahlen, die man auf ein bestimmtes (Basis-) Jahr basiert, darstellen und messen.

Beispiel: Zahl der Eheschließungen in Deutschland:

	Indexzahl:	Indexzahl:
	Basisjahr 1930 = 100	Basisjahr 1934 = 100
1930:	563 000 = 100	= 77
1931:	515 000 = 92	= 71
1932:	510 000 = 91	= 70
1933:	631 000 = 112	= 86
1934:	<u>734 000</u> = 130	= 100

Durchschnitt: 590 000

Mit Hilfe geschickter Wahl des Basisjahrs lassen sich somit natürlich schon die verschiedensten Anschauungen vermitteln und gewisse Täuschungen durchführen, um so mehr als das Basisjahr von vielen Leuten mit dem Normaljahr verwechselt wird.

Da die Indexziffern-Methode in der Statistik zum Vergleich der Werte einer Reihe von Jahren, Ländern, Währungen usw. nicht nur sehr bequem, sondern geradezu unentbehrlich geworden ist, besonders auch in der sogenannten Konjunkturstatistik, so darf man sich nicht wundern, wenn dabei auch viele bewußte oder unbewußte Mißgriffe vorkommen. Hier ein Beispiel von vielen (nach Wagenführ):

Es war einmal eine allgemeine Herabsetzung der gebundenen Preise verfügt worden. Auch ein Kartell kam für seine Ware scheinbar dieser Aufforderung nach. Die Verkaufspreise zeigten nämlich folgendes Bild:

Januar	100	In Wirklichkeit wurde aber vom März
Februar	100	an eine schlechtere Qualität in den
März (Monat d.		Handel gebracht. Schaltet man die
Preissenkung)	94	Qualitätsveränderungen aus der Preis-
April	94	reihe aus, indem man auch für die
Mai	94	Monate Januar u. Februar die schlech-
		tere Qualität einsetzt, so sieht unsere
		Reihe plötzlich so aus:

Januar	88
Februar	88
März	94
April	94
Mai	94

Das Kartell hatte also die Preise nicht nur nicht gesenkt, sondern sogar erhöht.

Hier noch zum Schluß ein statistisches Märchen (nach Wagemann), das die Irrtumsmöglichkeiten mit dem Indexvergleich und durchschnittlichen Index gut veranschaulicht:

Es war einmal ein König, der hatte ein einziges Kind, eine Tochter. Eines Tages trat als Bewerber um deren Hand ein auswärtiger Prinz auf. „Du wirst dereinst über ein Reich herrschen“ — sagte der König zu ihm — „das in zehn Jahren an Ackerfrüchten das Dreifache von dem einbringen wird, was es jetzt trägt. Doch wird mir berichtet, daß die Ausbeute aus den Gold- und Silberbergwerken des Landes auf die Hälfte zurückgehen wird“. Der Prinz aber, der sich ganz wie im Märchen auf den ersten Blick in die Königstochter verliebt hatte, raffte seine statistischen Kenntnisse zusammen und rechnete dem König folgendes vor:

Vorwärtsrechnung:

Äcker	100 → 300
Bergwerke	100 → 50
	<hr/>
im Mittel	100 → 175

„Meine Einkünfte werden sich also durchschnittlich um 75% steigern.“

Der sparsame, zweiflerische König rechnete ihm aber also entgegen:

Rückwärtsrechnung:

	$33\frac{1}{3} \leftarrow 100$
	$200 \leftarrow 100$
	<hr/>

im Mittel: $116\frac{1}{2} \leftarrow 100$ und folgerte:

„Mit demselben Recht, wie Du Deine jetzigen Erträge = 100 setztest, setze ich Deine zukünftigen = 100.“

„Du siehst also ein, daß Ihr jetzt reicher seid, als Ihr später sein werdet.“ Die Prinzessin, die gelauscht hatte, steckte sich hinter den Großvezier, der einen Magier kommen ließ. Dieser rechnete:

gegenwärtiger	zukünftiger Wert
100	300
100	50

geom. Mittel: $\sqrt{100 \cdot 300} = 173.2$ $\sqrt{300 \cdot 50} = 122.5$,
 also Steigerung um über $\frac{1}{5}$!

Der König war nicht ganz zufrieden. Da klagte die Prinzessin ihrer alten Kammerfrau ihr Leid und die wußte von einem alten Schäfer, der schon vielen Leuten geholfen hatte.

Er ließ sich auf den ganzen Hokuspokus nicht ein, sondern fragte nach den bisher schamhaft verschwiegenen Grundzahlen und rechnete mit seinen 5 Fingern folgendes heraus:

	jetzt	künftig
Ertrag in der Landwirtschaft	5 Mill. Dinar	15 Mill. Dinar
Ertrag der Bergwerke	1 Mill. Dinar	$\frac{1}{2}$ Mill. Dinar
	6 Mill. Dinar	$15\frac{1}{2}$ Mill. Dinar

also mehr als verdoppelt.“

Nun war alles zufrieden und das Märchen klang sehr schön aus, wie in solchen Fällen üblich. — Die wirklichen Zahlen sind und bleiben also immer das Positivste der Statistik.

Ein berühmter Nationalökonom sagte, daß das Statistische Jahrbuch für ihn interessanter sei als ein Roman. Mit Recht! Die gesamte Staatswissenschaft, wie die Staatspolitik müßten und müssen ohne diese ihre wichtigste Hilfswissenschaft und Stütze alsbald am Ende ihrer Weisheit sein. Das haben nicht zuletzt auch die großen Kriege bewiesen. Denn letzten Endes steckt hinter der wahrhaftigen statistischen Zahl — und die soll die Statistik ergründen, und diese lügt nicht! — der menschliche Geist und selbst der wahre Idealismus, eben der, der der reinen Wahrheit furchtlos, aber auch verantwortungsbewußt ins Auge blickt. Drum:

In großer Reiche Fall und Sturz erblicket

Nicht staunend Götterzorn, der plötzlich Strafe schicket.

Kein vorbedachter Spruch hat je die Welt gebannt.

Der Weise wägt und sieget; der Tor zerschellt!

Es lieget das Los in unserer Hand!

Was steht nun wirklich im Alten Testament?

Ein Vortrag von Wilhelm Rudolph.

Gegnerschaft gegen das Alte Testament hat es zu allen Zeiten gegeben, teils berechnete teils unberechtigte, aber nie war seine Bekämpfung heftiger als im Nationalsozialismus, wo es als das minderwertige Produkt einer minderwertigen Rasse hingestellt wurde und wo man es schon den Schulkindern als das Verabscheuungswürdigste zu verekeln suchte. Bezeichnend ist, daß ein Blatt wie der „Stürmer“ jahrelang sein Gift verspritzen durfte, dieses Schand- und Schundblatt, das wesentlich dazu beigetragen hat, den deutschen Namen in der Welt verächtlich und lächerlich zu machen. Öffentlich gegen diese Anfeindungen Stellung zu nehmen war verboten, und da sie keinen Widerspruch zu befürchten hatten, wurden die Angriffe der Parteiredner immer maßloser und damit immer unwahrer. Uns, die wir es besser wußten, blieb nichts anderes übrig, als unseren Studenten in Vorlesungen und Übungen den richtigen wissenschaftlichen Standpunkt zu vermitteln und im übrigen im privaten Kreise gegen die sinnlose Herabwürdigung des Alten Testaments Stellung zu nehmen; vor allem konnten wir in der Familie unsere Kinder warnen: „glaubt nicht alles, was euch eure HJ-Führer und BDM-Führerinnen über das Alte Testament auftischen! Die haben ja keine Ahnung, sondern sind nur Papageien, die nachreden, was man ihnen eingetrichtert hat!“ Und wir dürfen unserer Jugend das Zeugnis geben, daß sie durchaus nicht immer kritiklos aufgenommen hat, was ihr die Parteipropaganda vorsetzte: in den letzten Semestern tauchten in meinen bibelkundlichen Übungen mehrfach Studenten auf, deren Studienziel nichts mit dem Alten Testament zu tun hatte, Philologen, Naturwissenschaftler, Mediziner und Medizinerinnen, und wenn ich sie fragte, warum sie zu mir kommen, sagten sie: „wir können nicht glauben.

daß das wahr ist, was man uns über das Alte Testament sagt, daß ein Buch, das ein Luther der Übersetzung ins Deutsche für wert hielt, ein Buch, dem jahrhundertlang deutsche Dichter und deutsche Maler ihre Stoffe entnommen haben, nichts anderes sein soll als ein Sammelbecken von Schmutz und Unrat. Hier stimmt etwas nicht, und deshalb möchten wir hören, was nun wirklich im Alten Testament steht.“

„Was nun wirklich im Alten Testament steht.“ Damit sind wir beim Gegenstand unseres heutigen Abends angelangt. Ich muß aber zwei Bemerkungen vorausschicken:

1. wir sind hier im Vortragssaal, nicht in der Kirche; das will sagen: ich spreche heute nicht davon, was das Alte Testament für den christlichen Glauben bedeutet, sondern behandle die viel einfachere Frage nach dem Inhalt des Alten Testaments überhaupt, ich spreche nicht als Christ zu Christen, sondern als Bürger zu Bürgern, wenn ich auch natürlich meine christliche Grundhaltung dem Alten Testament gegenüber nicht verleugnen kann.

2. Es ist nicht möglich, in einem einzigen Vortrag das Thema zu erschöpfen; es kann sich nur darum handeln, die wichtigsten Ausschnitte zu geben. Ich stelle drei Behauptungen an den Anfang, die zu beweisen meine Aufgabe sein wird:

I. manches von dem, was die nationalsozialistische Propaganda über das Alte Testament behauptet hat, gibt nicht einmal die Tatsachen richtig wieder,

II. vieles von dem, was man über das Alte Testament sagte, ist an sich richtig, wurde aber willkürlich herausgegriffen oder in ein falsches Licht gerückt,

III. das meiste, was im Alten Testament steht, wurde unterschlagen, weil es dem Schauerbild, das man von diesem Buch zu zeichnen liebte, allzusehr widersprochen hätte.

I.

Wenn zuerst von den Behauptungen über das Alte Testament die Rede sein soll, die den Tatbestand verdrehen, so sehe ich dabei von den Auslassungen des „Stürmers“ ab, denn da wüßte man nicht, wo anfangen und aufhören. Ich beschränke mich auf zwei vielerörterte Beispiele.

Im Herbst 1933 stand in den Zeitungen zu lesen:

Der Regierungspräsident von Schleswig veröffentlicht folgende Mitteilung: „Bei Besichtigung und Prüfung des Religionsunterrichts stellten meine Sachbearbeiter fest, daß immer noch die Geschichte von Isaaks Opferung behandelt wird. Ohne Rücksicht auf bevorstehende Änderung des alttestamentlichen Stoffes im Lehrplan der Schulen ordne ich an, daß die genannte Geschichte schon jetzt im Lehrplan zu streichen ist, da die in ihr vertretene Gottesanschauung undeutsch ist.“

Worin der undeutsche Charakter dieser Erzählung zu sehen ist, wird in der amtlichen „Verlautbarung“ nicht gesagt. Aber das nationalsozialistische Schrifttum läßt darüber keinen Zweifel: ein Gott, der ein Menschenopfer und zwar das Opfer des eigenen Sohnes verlange, verletze das Empfinden des arischen Menschen aufs schwerste. Ich will hier nicht davon reden, daß auch unsere germanischen Vorfahren ihren Göttern Menschenopfer dargebracht haben; die Hauptsache ist vielmehr, daß alle die Redner, die diese Geschichte aus vollem Halse verdammt, sie offenbar nie zu Ende gelesen haben, sonst hätten sie erkennen müssen, daß sie genau das Gegenteil von dem bezweckt, was sie ihr unterschieben. Abraham muß ja seinen Sohn tatsächlich nicht opfern, die ganze Erzählung (1. Mose 22) ist ein Protest gegen das Menschenopfer. Mitten in einer Zeit, in der überall das Menschenopfer gang und gäbe war, wird hier gelehrt, daß der Gott Israels dieses nicht fordert, sondern nichts anderes haben will als ein gehorsames Herz. Und wenn man darauf beharrte, daß doch zuerst dem Abraham das Opfer seines Sohnes zugemutet werde, und daß schon eine solche Zumutung für deutsches Empfinden unerträglich sei, so kommt uns das heute wie eine blutige Ironie vor, nachdem dieselbe Staatsführung, die gegenüber jener alttestamentlichen Erzählung so empfindlich war, von Millionen deutscher Väter und Mütter das Opfer ihrer Söhne tatsächlich verlangt hat. — Ich habe in der nächsten theologischen Prüfung nach jener Zeitungsnotiz für die schriftliche Arbeit im Alten Testament das Thema gestellt: „Durch Darlegung des Inhalts und der Bedeutung von 1. Mose 22 soll die Frage geklärt werden, ob dieses Kapitel dem deutschen Geist widerspricht.“ Zu meiner Freude hat damals kein einziger

Kandidat die Frage bejaht, obwohl es ihm nur Vorteile gebracht hätte, wenn er es getan hätte.

Ein ähnlich krasses Beispiel für die Verdrehung der Tatsachen ist die bis zum Überdruß wiederholte Behauptung: während die Arbeit für den nordischen Menschen das Lebenselement sei, gelte sie im Alten Testament als Fluch. Bewiesen wird das mit den Worten, mit denen die ersten Menschen aus dem Paradies vertrieben werden. Was steht dort? „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen . . ., im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest . . .“ (1. M. 3, 17—19). Ist hier wirklich die Arbeit verflucht? Nein, nicht die Arbeit an sich, sondern die Mühseligkeit der Arbeit ist der Fluch, der auf der Menschheit lastet, daß man sich so schinden und abrackern muß, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, wie das der palästinische Bauer sein Leben lang tun muß. Gearbeitet hatten die ersten Menschen auch schon vorher, denn es heißt ausdrücklich, daß sie in den Paradiesesgarten gesetzt waren, um ihn zu bebauen und zu pflegen (1. M. 2, 15), aber damals, wo sie mit ihrem Gott noch in Harmonie waren, war die Arbeit eine Lust; eine Last wurde sie erst von dem Augenblick ab, wo diese Harmonie durch menschliche Schuld gestört ward. Natürlich steht es jedermann frei, diesen tiefen Gedanken des Alten Testaments, daß menschliche Arbeit nur da voll befriedigt, wo der Mensch mit Gott im Reinen ist, als Übertreibung oder als Schwärmerei abzulehnen; aber was man nicht darf, ist: etwas behaupten, was gar nicht dasteht, und wie ließen sich all die Mahnungen zu treuer Arbeit und die Warnungen vor Müßiggang, die die alttestamentliche Spruchweisheit durchziehen, verstehen, wenn das Arbeiten selbst als ein Fluch empfunden worden wäre? Und es ist doch nicht von ungefähr, daß man im späteren Judentum von jedem, der sich dem Studium der heiligen Schriften widmen wollte, verlangte, daß er daneben ein Handwerk lernte, so daß z. B. noch der Apostel Paulus als gelernter Teppichweber jederzeit in der Lage war, sich durch seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen.

II.

Die zweite Gruppe von Vorwürfen gegen das Alte Testament unterscheidet sich von den bisher besprochenen Beispielen dadurch, daß sie an und für sich zurechtbestehen. Ich greife gleich wieder diejenigen heraus, die am häufigsten wiederholt wurden, und die auch bei den Leuten, die dem Alten Testament nicht von Haus aus abgeneigt waren, ihren Eindruck nicht verfehlten. Es handelt sich um jene Erzählungen aus dem 1. Buch Mose, die Rosenberg so geschmackvoll als „Viehändler- und Zuhältergeschichten“ bezeichnet hat, von Abraham, der aus Angst um sein Leben seine Frau dem Harem des Pharao überläßt und aus diesem schmutzigen Handel noch Gewinn zieht, oder von Jakob, der Vater, Bruder und Schwiegervater belügt und betrügt. Ferner gehört hierher der Anspruch auf die Weltherrschaft für das Judenvolk und die Geringschätzung der anderen Völker, die sich bis zum Haß gegen die Nichtisraeliten steigern kann.

Es ist nun nicht so, wie die Propaganda häufig glauben machen wollte, daß diese Anstöße erst jetzt ins Licht gerückt worden wären, sie sind seit Jahrhunderten empfunden worden, und die vom Nationalsozialismus so über die Achsel angesehene theologische Wissenschaft hat sich längst bemüht, sie aufzudecken, aber auch zu erklären. Da ist es vor allem wichtig, zu erkennen, daß das Alte Testament kein Werk aus einem Gusse ist: die in ihm gesammelten Texte liegen über ein Jahrtausend auseinander: die ältesten Stücke, zu denen etwa die zehn Gebote gehören, sind im 13. Jh. v. Chr. entstanden, während das jüngste Werk, das Buch Daniel, erst dem 2. vorchristlichen Jahrhundert entstammt. Es ist ganz klar, daß sich in einem Buch, das eine solche Zeitspanne umfaßt, die religiöse, sittliche, kulturelle Entwicklung widerspiegeln muß, daß es also notwendig Spannungen und Widersprüche enthält. Nur ein Beispiel aus dem Rechtsleben. Im Volk Israel spielte von seinen nomadischen Anfängen her die Familie, die Sippe, die ausschlaggebende Rolle. Der Einzelne für sich war nichts, sondern galt nur etwas als Glied der Sippe. Diese war für das Tun des Einzelnen verantwortlich, und so fand man es ganz in der Ordnung, daß für das, was der Einzelne beging, sein ganzes Geschlecht mitbestraft werden konnte (auf diesem Grundsatz beruhte u. a. die

Blutrache). Als sich aber die Gottesanschauung läuterte und das sittliche Gefühl verfeinerte und die Achtung vor der Einzelpersönlichkeit stieg, fand man das nicht mehr in der Ordnung und erließ ein Gesetz, daß einer nur noch wegen eigener Vergehen, nicht mehr wegen der seiner Sippenangehörigen getötet werden dürfe (5. M. 24, 16), und von König Amazja im 8. Jh. wird ausdrücklich berichtet, daß er gegenüber den Mördern seines Vaters dieses Gesetz zum erstenmal anwandte (2. Kön. 14, 6). Wenn man also — nebenbei bemerkt — die Männer des 20. Juli 1944 nicht nur selbst hinrichtete, sondern auch ihre Familien büßen ließ oder wenn man noch im Jahr 1945 dem General, der zur Vermeidung unnützen Blutvergießens die Festung Königsberg übergab, die Familie vernichtete, so ist das ein Rückfall in ein Verfahren, das in dem so verlästerten Alten Testament schon vor über 2½ Jahrtausenden als zu grausam abgelehnt worden ist.

Vieles von dem, was uns heute am Alten Testament als anstößig erscheint, sind Überbleibsel einer urtümlichen Entwicklungsstufe, die innerhalb des Alten Testaments selbst schon überwunden ist. So hat man sich tatsächlich einmal mit Vergnügen und zur Erheiterung erzählt, wie Abraham den ausländischen König prellte oder Jakob durch Schläue und Verschlagenheit Vorteile gewann. Aber diese Entwicklungsstufe liegt weit hinter dem jetzigen Erzähler, der keinen Zweifel daran läßt, daß er dieses Tun Abrahams oder Jakobs mißbilligt. Sehen wir uns einmal 1. M. 12 an! Diesem Kapitel ist es seltsam ergangen: die christliche Gemeinde kennt meist nur seinen ersten Teil, wo Abraham in Gottvertrauen und in stummem Gehorsam die Heimat verläßt und in die ungewisse Fremde zieht, und die Bekämpfer des Alten Testaments kennen meist nur seinen zweiten Teil, eben jene Geschichte von der feigen Preisgabe seiner Frau in Ägypten. Die Frage ist aber gerade: wie kommt der Erzähler dazu, dieses gegensätzliche Bild des gläubigen und des jämmerlichen Abraham unmittelbar nebeneinander zu stellen? Daß hier eine Absicht vorliegt, ergibt sich daraus, daß sich im 15. Kapitel etwas ähnliches wiederholt: zuerst der gläubige Abraham, der der Verheißung eines Sohnes vertraut („Abraham glaubte dem Herrn, und der rechnete es ihm zur Gerechtigkeit“), und gleich daneben der zweifelnde Abraham, der für die

Verheißung, daß er das Land besitzen werde, ein Zeichen verlangt, damit er glauben könne. Warum das? Hier soll gezeigt werden, daß keines Menschen Leben frei ist von Erbärmlichkeit, und daß auch große Männer, die man sonst ihres Glaubens wegen preist, ihre schwachen Stunden gehabt haben. Und damit stoßen wir auf eine besondere Eigenschaft des Alten Testaments, jenen unerhört nüchternen Tatsachensinn, der sich und den andern über das Leben und über den Menschen nichts vormacht, der nichts von dem Irrwahn weiß, daß der Mensch, sei er „arisch“ oder „nichtarisch“, von Natur gut sei, sondern in schonungsloser Klarheit die Dinge darstellt, wie sie wirklich sind. Lesen Sie einmal, wie in 2. Sam. 9—20 über die spätere Lebenszeit Davids berichtet wird! Man spürt es dem Erzähler an, wie er seinen großen König liebt und verehrt, und trotzdem wird nichts beschönigt, weder die Versündigung mit Bathseba noch der häßliche Uriasbrief noch die Nachgiebigkeit des Vaters gegen seine ungeratenen Söhne. Und wenn man dieser Darstellung später im 1. Chronikbuch eine andere gegenübergestellt hat, in der diese unschöne Seite an Davids Charakter in den Hintergrund trat, weil man wegen seiner sonstigen Verdienste den Vorläufer des Messias in ihm sah, so hat doch niemand daran gedacht, jenes frühere Davidbild aus der Erinnerung des Volkes zu verdrängen, und man hat bei der Sammlung der heiligen Schriften beide Darstellungen nebeneinander stehen lassen.

Wie bei Abraham, so verlieren auch bei Jakob jene Betrugsgeschichten ihre Anstößigkeit, wenn man auf den Zusammenhang achtet: für sein schändliches Verhalten gegen Esau und Isaak muß Jakob jahrelang in der Fremde weilen, wo er selbst von Laban begaunert wird, und wie er dann auch diesen hereinlegt, muß er erleben, daß ihm später seine eigenen Kinder mit gleicher Münze heimzahlen (1. M. 37, 31—33); so rächt sich bitter, was er getan hat. Aber dieser Jakob, den der Prophet Hosea (12, 4) mit deutlichen Worten einen Betrüger nennt, bleibt doch der Träger der Verheißung; ist das nicht unerhört? Wir sehen hier nur wieder, wie wenig Menschenvergötterung im Alten Testament getrieben wird; es soll im Gegenteil gezeigt werden, wie Gott nicht menschlicher Größe und Vollkommenheit bedarf, um seine Absichten zu

erreichen, sondern menschliche Sünde und Schwachheit benutzt, um durch sie hindurch doch seinen Heilszweck herbeizuführen, wie es am Schluß der Josefsgeschichte gefaßt wird: „ihr gedachtet, es böse zu machen, Gott aber gedachte, es gut zu machen.“ Jeder möge sich überlegen, was ein solcher Glaube gerade in der heutigen Zeit des Wirrwarrs zu bedeuten hat!

Was den Weltherrschaftsanspruch der Juden betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß das Alte Testament Stellen enthält, die diesen Anspruch vertreten aus einem falsch verstandenen Erwählungsglauben heraus. Aber es ist sogleich zu betonen, daß gerade die großen Propheten hier nicht mitgetan haben: weder bei Amos noch bei Jesaja, weder bei Jeremia noch bei Ezechiel findet sich diese Erwartung, sie alle beschränken das messianische Reich auf den Boden Palästinas und wollen von Gewaltmaßnahmen gegen die anderen Völker nichts wissen. Daß ihre Zukunftserwartung nicht rein sittlich-religiös, sondern immer zugleich politisch war, erklärt sich aus dem Diesseitscharakter der alttestamentlichen Religion und ist die Schranke auch der großen Propheten, die erst von dem aufgehoben wurde, der sagen konnte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Aber ist nicht überhaupt das Alte Testament berüchtigt wegen seiner Verachtung oder feindseligen Einstellung gegen alles, was nicht israelitisch ist? Beim Auszug aus Ägypten entlehnten die Israeliten von den Ägyptern Kleider und Schmuck-sachen und ließen sie dann mitlaufen, ohne an eine Rückgabe zu denken (2. M. 3, 21. 22; 11, 2; 12. 35. 36). Oder das Zinsverbot gilt zwar innerhalb von Israel, aber dem Fremden darf man Zins abfordern (5. M. 23, 20. 21), ebenso darf man gefallene Tiere, deren Fleisch den Israeliten verboten ist, den Ausländern anbieten (5. M. 14, 21). Und, um gleich das übelste Beispiel zu nennen: da haben wir doch das Estherbuch mit seinem unbändigen Haß gegen alle Nichtjuden, von dem schon Luther geurteilt hat, daß er es am liebsten aus dem Kanon herauswerfen möchte, weil es ihm allzu-sehr judenze. Was ist dazu zu sagen?

Daß man aus dem Verhalten der Israeliten gegenüber ihren ägyptischen Feinden und Bedrückern so viel Wesens gemacht hat, ist nicht recht zu begreifen, denn dort handelt es sich ganz einfach

um eine Kriegsliste, und eine solche dem Feind gegenüber anzuwenden hat sich noch jedes Volk für berechtigt gehalten. Dazu steht die israelitische Sittlichkeit wie jede Sittlichkeit des Altertums, auch die altgermanische, auf dem Standpunkt, daß gegen den Volksfremden durchaus nicht dieselben sittlichen Pflichten gelten wie gegen den eigenen Volksgenossen. Geldleihen galt im alten Israel nicht als Geschäft, sondern als ein Akt der Barmherzigkeit gegen den notleidenden Volksgenossen, deshalb war es verpönt, dafür Zins zu nehmen, genau wie heute bei uns nicht von Zins die Rede ist, wenn ein Freund dem andern in Geldverlegenheit aushilft. Dagegen dem Fremden gegenüber, der außerhalb der Volksgemeinschaft stand, fühlte man sich nicht zu einem solchen Verhalten verpflichtet, von ihm durfte man also Zins nehmen. Und da für diesen auch die israelitischen Speisegesetze nicht galten, konnte man ihm anbieten, was der Israelit selbst nicht essen durfte. Bei diesen Dingen handelt es sich also keineswegs um eine besondere jüdische Bosheit, sondern um die Folgen einer streng volksgebundenen Anschauung, für die gerade der Nationalsozialismus eigentlich hätte Verständnis aufbringen müssen.

Und das Estherbuch, das damit endet, daß die Juden im Perserreich an einem Tag über 75 000 Menschen ermorden? Daß wir den Inhalt dieses schriftstellerisch meisterhaft, ja geradezu raffiniert aufgebauten Romans ablehnen, braucht nicht gesagt zu werden. Aber hüten wir uns vor Pharisäismus! Dieser Wunschtraum eines geknechteten Volkes, der von Gott völlig absieht — in der ganzen Geschichte kommt der Name Gottes kein einzigesmal vor — zeigt, zu welchem Maß von Haß und Rachsucht sich ein nationalbewußtes Volk hinreißen läßt, wenn nicht der Blick auf Gott seine Leidenschaften eindämmt; und daß es sich hier keineswegs um ausgeprägt jüdische Charakterzüge handelt, über die der „arische“ Mensch, wie mit viel Stimmaufwand behauptet wurde, hoch erhaben ist, das haben wir mit Schrecken und Beschämung erfahren, seit wir aus den Veröffentlichungen der letzten Zeit wissen, mit welcher Grausamkeit deutsche Menschen nicht bloß gegen Juden und Ausländer, sondern auch gegen deutsche Volksgenossen vorgegangen sind. Dazu kommt, daß wir im Alten Testament neben dem Estherbuch andere Stücke finden, die eine

völlig abweichende Stellung zu den Nichtjuden verraten. Warum hat man immer nur vom Estherbuch geredet und über das Jonabuch geschwiegen? Nehmen Sie doch einmal diese kleine Schrift zur Hand, bleiben Sie aber nicht an der vielverspotteten Geschichte von dem großen Fisch hängen, der den Jona verschlingt und wieder ausspeit, denn dieses Märchenmotiv vom rettenden Fisch spielt im Gesamtzusammenhang nur eine Nebenrolle. Achten Sie vielmehr darauf, was diese Gleichniserzählung, als Ganzes betrachtet, sagen will, so werden Sie finden: der Jude, der hier schreibt, karikiert den Propheten Jona, seinen jüdischen Landsmann, und steht mit seinen Sympathien ganz auf seiten der Heiden; er will seinen Hörern einschärfen, daß Gottes Barmherzigkeit sich auch auf die Heiden erstreckt, und daß Gott ein frommer Heide lieber ist als ein bockbeiniger Jude, der dem Heiden Gottes Erbarmen nicht gönnt. In dieser Schrift weht bereits neutestamentlicher Geist wie in dem Brief, den der Prophet Jeremia an seine gefangenen Landsleute nach Babel schrieb und in dem er sie zum Gebet für ihre Feinde aufforderte: „Kümmert euch um die Wohlfahrt des Landes, in das ich euch weggeführt habe, und betet für es zu Jahwe, denn seine Wohlfahrt ist eure eigene Wohlfahrt“ (Jer. 29, 7). Und hier auf dem Boden des Exilslandes erwuchs einem der größten Geister Israels die Erkenntnis, daß sein Volk die Pflicht habe, den wahren Gottesglauben, dessen es gewürdigt worden war, auch den andern Völkern zu verkünden und als ein Licht für die Heidenwelt dahin zu wirken, daß das Heil Gottes reiche bis an das Ende der Erde (Jes. 49, 6). Diese Töne aber, die das Gegenteil sind von allem Weltherrschaftsstreben, von allem Feindeshaß, diese Töne des Alten Testaments hat man im Schrifttum des Dritten Reichs vergeblich gesucht.

III.

Und damit stehen wir schon mitten in unserem dritten Teil: alles Positive am Alten Testament wurde bewußt und geflissentlich in den Hintergrund geschoben, damit das Zerrbild, das man aus Propagandagründen für nötig hielt, nicht allzu rasch Risse bekam. Wenn wir deshalb fragen: was steht nun wirklich im Alten Testament?, so lautet die Antwort: gewiß, jene anstößigen Dinge,

von denen wir gesprochen haben, stehen auch darin, aber sie überwiegen weder dem Umfang noch der Bedeutung nach; was dem Alten Testament aber seine Bedeutung in der Menschheitsgeschichte gegeben hat und für immer geben wird, das sind — um nun gleich das Wesentliche zu nennen — seine großen Propheten und seine Psalmen.

Daß die klassischen Propheten des 8.—6. Jahrhunderts v. Chr. von Amos bis zum zweiten Jesaja der Welt etwas zu sagen haben, das haben auch manche moderne Bestreiter des Alten Testaments gespürt, und getreu ihrem wirklichkeitsfremden, weil von den Tatsachen vielfach widerlegten Grundsatz, daß alles Große in der Weltgeschichte von den sogenannten Ariern stamme, haben sie diese alttestamentlichen Propheten zu Ariern gestempelt. Das Alte Testament selbst weiß davon nichts. Was diese Männer von ihren Volksgenossen unterscheidet, ist nicht irgendein rassischer Gegensatz, sondern die Stärke ihres Gottesglaubens. Ihnen ist es ganz ernst damit, daß Gott die einzige Realität des Lebens ist und daß deshalb für das Volk und für den Einzelnen alles davon abhängt, wie er zu Gott steht. Sie alle wissen von einer Stunde in ihrem Leben, wo Gott selbst sie ergriff und ihnen den Auftrag gab, ihrem Volk seinen Willen kundzutun. Dieses Sendungsbewußtsein feilt sie gegen allen Spott und gegen alle Anfeindungen ihrer Landsleute, nicht bloß den derben Amos, den rauhen Micha, den willensstarken Jesaja, sondern auch den zartempfindenden Hosea oder den weichherzigen Jeremia, der sich immer wieder dagegen wehrt, die ihm aufgetragene harte Botschaft zu verkünden und der dann doch immer wieder blutenden Herzens seinen Dienst erfüllt, weil sein Gott ihn dazu zwingt. Diese Männer sagten ihrem Volke rücksichtslos die Wahrheit und stellten ihm im Namen ihres Gottes die schwersten Strafen in Aussicht, wenn es sich nicht besserte; schärfer als sie konnte auch kein Antisemit ihnen ihre Sünden vorhalten, und es kennzeichnet die Lage wie auf der anderen Seite die Taschenspielerkunststücke des „Stürmers“, daß in ihm mehrfach Prophetenworte, die sich gegen das Volk Israel richteten, als gegen die Heiden gerichtet ausgegeben wurden, wohl weil man sich nicht denken konnte, daß Drohworte von solcher Schärfe dem eigenen Volk entgegengeschleudert werden konnten.

Aber gerade diese Propheten mit der Unerbittlichkeit ihres Gerichtsworts wurden die Retter ihres Volkes, ihnen verdankt es Israel, daß es geistig nicht zugrunde ging, als sein Staatswesen zerbrach. Sonst war es überall im Altertum so, daß der Sieg eines Volkes auch der Sieg seiner Götter war, und daß deshalb der Besiegte bestrebt war, sich den Göttern des Siegers zuzuwenden. Wenn trotzdem das jüdische Volk — aufs Ganze gesehen — nicht in die Versuchung kam, sich nach der Niederlage dem Marduk von Babel oder dem Ahuramazda in die Arme zu werfen, sondern zäh an seinem Gott Jahwe festhielt, so ist das das Verdienst seiner Propheten, die ihm eingehämmert hatten, daß Jahwe, weil der Schöpfer, deshalb auch der Herr der Welt sei, daß alle die großen politischen Umwälzungen auf ihn, den Herrn der Geschichte, zurückgehen. Wenn Israel jetzt am Boden lag, war das kein Beweis dafür, daß sein Gott ihm nicht helfen konnte; nein, er wollte ihm nicht helfen, weil es in falscher Sicherheit auf seine Erwählung gepocht und seine Pflichten gegen Gott vergessen hatte. Wenn es aber seine Fehler einsah, dann konnte alles wieder anders werden, weil Gott ihm seine Sünden vergab. In diesem Ringen aber um die Seele ihres Volkes haben die Propheten Worte gefunden, die auch uns heute noch unmittelbar ans Herz greifen, weil sie ewige Wahrheiten aussprechen. „Mein Volk tut eine zwiefache Sünde: mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich ausgehauene Brunnen, die doch löchricht sind und kein Wasser geben . . . Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupt wirst, und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst. Also mußt du innerwerden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringet, den Herrn, deinen Gott, zu verlassen und ihn nicht zu fürchten“ (Jer. 2, 13. 19). „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe Zukunft und Hoffnung . . . So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen“ (Jer. 29, 11. 13. 14). „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr, sondern, soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken“ (Jes. 55, 8. 9).

Und wie mit den Propheten, so steht es mit den Psalmen. Von Haus aus sind sie das Gesangbuch der nachexilischen jüdischen Gemeinde, und manche von ihnen wie die Rachepsalmen oder die Unschuldpsalmen verleugnen ihren Ursprung nicht. Aber daneben stehen die vielen anderen, in denen die Frommen aller Zeiten und Zonen ihre Anliegen so sehr ausgedrückt fanden, daß es ihnen war, als seien sie für sie gedichtet, und gerade in deutschen Landen wurden zu Zeiten die Psalmen so sehr als Ausdruck der arteigenen Frömmigkeit empfunden, daß man von kirchlicher Seite warnen und auf die Unterschiede aufmerksam machen mußte, die die Psalmenfrömmigkeit von der christlichen trennen. Aber in unserem Zusammenhang haben wir nicht diese Unterschiede zu betonen, sondern auf das zu verweisen, was jeden Menschen anspricht, weil es unvergängliche Wahrheit ist. Das Lutherlied: „ein' feste Burg ist unser Gott“ hat seine Wurzel in Psalm 46: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben“, Luthers „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ ist nichts als eine Nachdichtung des 130. Psalms. Wenn Beethoven den 19. Psalm vertonte: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, so muß dieses Lied des Alten Testaments eine verwandte Saite in ihm berührt haben, oder das berühmte Distichon Rückerts:

„Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir,
Doch daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor“

ist aus Psalm 8 geschöpft: „Herr, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? Und doch hast du ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt“ (dieses Wort ist zugleich die beste Widerlegung der Behauptung, daß das Alte Testament als morgenländisches Buch für die Würde des Menschen keinen Sinn habe). In wieviel Not ist nicht schon mit dem 23. Psalm gebetet worden: „und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich.“ Oder wie manche müde Seele hat aus dem Dennoch des 73. Psalms neue Kraft geschöpft: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich

nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Es gibt Menschen, die haben diese Worte aus todesbangem Herzen im Krachen der Bomben gebetet; haben die in diesem Augenblick daran gedacht, daß es sich um Worte aus dem Alten Testament handelt, dem Buch, das ein guter Deutscher angeblich zu verabscheuen hatte? Hat sich ihnen da nicht vielmehr der Ewigkeitscharakter solcher Worte geoffenbart? Oder erinnern wir uns, mit welchen für alle Zeiten und für alle Rassen gültigen Worten der Dichter des 139. Psalms Gottes Allwissenheit und Allgegenwart preist (V. 1—12)!

Das sind nur wenige Stichproben aus den Propheten und Psalmen. Und dabei ist noch kein Wort gesagt vom Hiobbuch, das sich um eine Menschheitsfrage, das Leidensproblem, dreht, oder vom Prediger Salomos, dem Lieblingsbuch Friedrichs des Großen, in dem ein Pessimist über den Sinn der Welt grübelt und doch von seinem Gott nicht loskommt, oder vom Hohen Lied, dieser Sammlung israelitischer Liebeslieder mit ihrem Preis des schönen menschlichen Körpers und der Freude, die die Geschlechter aneinander haben, wodurch zugleich das Gerede Lügen gestraft wird, daß das Alte Testament die Sinnenfreude verurteile und zum Muckertum erziehe.

Es ist schon so: wer auch nur ein wenig Ahnung hat von dem geistigen Reichtum des Alten Testaments — und ich konnte heute das meiste nur flüchtig berühren —, für den treten alle jene so geflissentlich hervorgezerrten Anstöße in den Hintergrund, und der weiß, was für Schätze trotz allem in diesem Buch beschlossen liegen. Wer eine wertvolle alte Urkunde wegwerfen würde, weil sie Stockflecken hat, den würde man mit Recht für einen Dummkopf und Barbaren halten; wie hat dann das Urteil zu lauten über die Menschen, die das Alte Testament in Bausch und Bogen verdammten, weil einiges darin anstößig war? Und was die immer wiederholte *Artfremdheit* des Alten Testaments anlangt, so ist es ganz selbstverständlich, daß wir immer wieder auf Punkte stoßen, an denen wir spüren, daß Palästina nicht in Europa und nicht in Deutschland liegt, aber alle diese Dinge rühren nicht an

den Kern. Wer offenen Auges und willigen Herzens und ohne Scheuklappen im Alten Testament liest, der wird immer wieder finden, daß die Menschen mit ihren Vorzügen und mit ihren Schwächen damals im Grunde nicht anders waren als heute, und daß das, was man das Menschenleben heißt, jene kurze Zeitspanne zwischen Geburt und Tod, im Grunde trotz aller Fortschritte damals wie heute dieselben Fragen, dieselben Freuden und dieselben Nöte aufweist und dieselbe Gottesbedürftigkeit! Sonst wäre ja nicht zu verstehen, warum so vieles im Alten Testament uns anmutet, als wäre es für heute geschrieben. Und wie wenig artfremd das Alte Testament ist, das hat sich in fast humoristischer Weise daran gezeigt, daß den nationalsozialistischen Parteigrößen immer wieder alttestamentliche Zitate unterliefen. Seine große Programmrede in der Potsdamer Garnisonskirche im März 1933 schloß Adolf Hitler mit den Worten: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Wo steht das? 1. M. 32, 26! Und wer sagt das? Ausgerechnet der verruchte Erzvater Jakob, den man sonst nicht genug als Erzbösewicht verdammen konnte! Der Redner selbst wäre wahrscheinlich erstaunt gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß er sich einer Anleihe beim Alten Testament schuldig gemacht habe.

Das ist nicht immer so gewesen. Es ist noch gar nicht so lange her, da gehörte es in Deutschland zur allgemeinen Bildung, etwas vom Alten Testament zu wissen. Goethe war ganz im Alten Testament zu Hause und hat sogar der wissenschaftlichen theologischen Forschung durch verschiedene Abhandlungen über alttestamentliche Fragen Anregung gegeben. Vom Hohen Lied, das ihn besonders anzog, hat er eine eigene Übersetzung gemacht; die Beschäftigung mit ihm fiel in die Zeit, wo er am Egmont arbeitete, und so hat das 5. Kapitel des Hohen Lieds auf den Anfang des 5. Aktes im Egmont abgefärbt. Viel bekannter ist, daß der Prolog im Himmel, mit dem der Faust beginnt, jenen himmlischen Kronrat am Anfang des Hiobbuchs zum Vorbild hat, wo Satan im Kreise der Engel erscheint, um Gott über sein Wirken Bericht zu erstatten. Auch Bismarck war im Alten Testament beschlagen, bis in die Einzelheiten hinein: als im Reichstag ein Abgeordneter von der Potiphar sprach, die den keuschen Josef verführen wollte,

berichtigte ihn Bismarck sofort, als er das Wort hatte: er müsse um der Ordnung willen richtigstellen, daß Potiphar nicht der Name der Frau, sondern der ihres Mannes war. Kenntnis des Alten Testaments war durchaus nicht auf die sogenannten Gebildeten beschränkt: vor meinem Auge stehen die Gestalten von Bauern und Handwerkern des älteren Geschlechts oder von Bäuerinnen mit ihren stillen, aber wie von innen heraus erhellten Gesichtern aus meiner schwäbischen Heimat, die — bestimmten kirchlichen Gemeinschaften angehörig — eine etwa für einen frisch von der Hochschule gekommenen jungen Geistlichen geradezu beängstigende Kenntnis gerade des Alten Testaments besaßen, und ich weiß, daß auch im Hessenland solche Gestalten nicht fehlen. Es ist ein Beweis für die ganze Grobschlächtigkeit und psychologische Unfähigkeit, die der Nationalsozialismus in der Behandlung der religiösen Fragen an den Tag legte, wenn er auf solche in der Bibel des Alten und Neuen Testaments lebende Menschen seine Parteiredner mit ihren durch keine Sachkenntnis getrübbten Sprüchen über das Alte Testament losließ, die nicht spürten, daß ihnen mit jedem Wort, das sie in den Saal schrieen, eine immer höher werdende Wand schweigenden Widerstandes entgegenwuchs, und die, wenn sie nach einem letzten Brüller siegesbewußt vom Podium stiegen, nicht ahnten, daß sie der Partei eine neue Niederlage in den Herzen der Hörer bereitet hatten.

Auf der anderen Seite hätte die Parteipropaganda gegen das Alte Testament nie soviel Anklang finden können, wenn mehr Leute über das Alte Testament besser Bescheid gewußt hätten. Es wäre ein erfreuliches Ergebnis des heutigen Abends, wenn er recht vielen Lust machte, sich erneut mit diesem merkwürdigen Buch zu beschäftigen. An neuen Übersetzungen ist kein Mangel, und die Lutherbibel hat schließlich jeder zur Hand. Auch für sachliche Erklärungen, die keine Sprachkenntnisse voraussetzen, hat die theologische Wissenschaft gesorgt: ich brauche hier in Gießen nur an die Erscheinungen des Verlags Töpelmann oder des Brunnenverlags der Pilgermission zu erinnern.

Von einem schwäbischen Bauern, der gern aufs Basler Missionsfest gegangen wäre, wird erzählt, daß er einen Acker ver-

kaufte, um die Reise nach Basel machen zu können. Und als er nun dort all die Gottesdienste mitmachte und Vorträge hörte, da ging ihm das Herz auf, und er sagte immer vor sich hin: „’s isch ’s Äckerle wert, ’s isch ’s Äckerle wert!“ Ich kann Ihnen versprechen, daß Sie auch so sagen werden, wenn Sie etwas Zeit und Mühe ans Alte Testament wenden wollen. Darum: nimm und lies! Es lohnt sich.

Etruskliche Sprachforschung.

Von Hans L. Stoltenberg.

Uns sind im Lauf der Zeit aus Italien eine immer gewachsene, heute an die Zehntausend reichende Zahl von nicht lateinischen Inschriften bekannt geworden: auf Grenz- und Grabsteinen, auf Urnen, Särgen und an Grabwänden, auf Altären und Fluchtafeln, auf Spiegeln, Gemmen und Standbildern, auf Gefäßen und Schleudergeschossen, im besonderen auf der zum Weissagen mit Gottnamen bedeckten Bronzeleber von Piacenza, auf dem Vertragstein von Perugia und in den Opfervorschriften der Bleiplatte von Magliano, der Tontafel von Capua und der Mumienbinde von Agram.

Diese Inschriften mit ursprünglich griechischen und damit semitischen, meist von rechts nach links laufenden und im übrigen ohne Schwierigkeiten lesbaren Buchstaben stammen aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends und gehören dem Volk der Etrusker an, die im Anfang des ersten Jahrtausends aus Nordwestkleinasien nach Italien gewandert sind und dort als Bergheerrn und Grundbesitzer, als Kaufleute und Rheder, aber auch als Kunsthandwerker und Kriegerleute ein mächtiges Reich aufgebaut haben.

Ihr Einfluß auf Rom war groß, das diesen Kleinasiaten nicht nur einen Teil seiner Götter, nicht nur seine ersten Könige, nicht nur den kapitolischen Tempel, nicht nur die Wahrzeichen der Herrschaft und die Zirkusspiele, sondern auch seine Schrift und mancherlei im Wortschatz seiner Sprache zu verdanken hat. Aus dem Etruskischen stammen nicht nur sehr viele Familiennamen, sondern auch einige Gemeinnamen, wie z. B. *amare* ‚lieben‘ und wie das — in ‚Person‘ und ‚Persönlichkeit‘ noch heute bei uns

lebendige — *persona*. Die Etrusker hatten nämlich einen Unterweltsgott *Phersu*, und dieser Unterweltsgott wurde immer mit einer Maske vor- und dargestellt, und diese Maske hieß dann *phersu-na* „das dem Phersu Eigne“, und daraus wurde schließlich im Lateinischen *persona* als das, was den Menschen — als Schauspieler und dann auch im Leben — kennzeichnet.

Um die Erkenntnis der in diesen Inschriften niedergelegten Sprache haben sich die Gelehrten vieler Völker seit vielen Geschlechtern immer wieder neu bemüht und sie sind dabei auch zu einem gewissen Einblick in den Bau dieser Sprache und zu einer mehr oder minder genauen Deutung einer Anzahl von Worten gelangt, wobei aber selbst über die Bedeutung der Zahlworte die Meinungen noch sehr weit auseinander gingen und von einer einigermaßen vollständigen Übersetzung der größeren Inschriften nicht die Rede sein konnte. Und doch waren vor einigen Jahren die Fortschritte im einzelnen, vor allem durch Cortsen und Leifer, Vetter und Olzscha, wieder mal so groß geworden, daß sich ein neuer Versuch der Gesamtdeutung machen ließ.

Nun hatte ich mir in jahrelanger Arbeit eine ziemliche Kenntnis der deutschen Wortbildung angeeignet, und ich sah darin eine gute Vorbedingung für eine erfolgreiche Erforschung auch der etruskischen Wortbildung, von deren besserer Kenntnis ich mir auch einen Fortschritt in der Deutung der Wortstämme versprach.

Weiter hatte ich in meiner Grupp- und Leball-Lehre als einer Art „Geschichtlehre“ einen ziemlichen Überblick über den Gesamtbau der Lebensstatsachen bekommen und ich sah auch darin eine gute Vorbedingung für die Erforschung einer unbekanntten Sprache, die ja überall versuchen muß, die Anzahl der wirklichen Worte auf die Anzahl der wahrscheinlichen Begriffe von den möglichen Tatsachen zu beziehen, z. B. auf die möglichen Zahlen, die möglichen Verwandten, die möglichen Zeit- und Raumbegriffe, die möglichen Berufe und Stände, die möglichen Opferarten und Gefäßformen.

So setzte ich mich denn 1941 an die Arbeit, und es gelang mir mit dem Verfahren der immer erneuten Umsetzung jedes einzelnen Wortes aus der vorliegenden Wortgruppe seines Satzes in seine

Wortfamilie (Gruppe gleichen Wortstamms), in seinen Wortstand (Gruppe gleichen Ableitmittels) und in seinen Wortverbände (Gruppe ähnlicher Bedeutung) nicht unerheblich über das bisher Geleistete hinauszukommen.

Ich legte die Reihe der Zahlnamen fest: *du* ‚eins‘, *zal* ‚zwei‘, *ci* ‚drei‘, *hut* ‚vier‘, *mac* ‚fünf‘, *sa* ‚sechs‘, *cezp* ‚sieben‘, *semq* ‚acht‘, *nurq* ‚neun‘ und *šar* ‚zehn‘. Ich suchte und fand neue Worte für Zeit- und Raumbegriffe. Ich erweiterte den Verwandtennamschatz ebenso wie den der Stand- und Berufnamen und gab im Zusammenhang damit eine Erklärung von männlichen und weiblichen Vornamen sowie von vielen Nachnamen, die sich als höchst eigenwüchsig herausstellten. Ich vertiefte unsere Kenntnis von den Gruppennamen für Gemeinschaften, Gesellschaften und Behörden, aber auch von den Sachnamen für Gräber und Opferstätten, für Opfertiere und Opfergetränke, für Gefäße und sonstige Geräte. Vor allem aber glückte es mir, die vielen Gottnamen der so wichtigen Bronzezeit von Piacenza ohne Ausnahme zu deuten und in Zusammenhang mit den römischen Gottnamen zu bringen.

Überall suchte ich bei solcher Darstellung der großen Wortverbände — unter genauester Beachtung selbst des kleinsten Wortbildmittels — auch eine vollständige Darstellung der einzelnen Wortfamilien zu geben und schließlich noch in einer eigentlichen Sprachlehre eine nach den Wortbildmitteln geordnete Darstellung der verschiedenen Wortstände, die ja für das Wesen der etruskischen Sprache und damit auch für die Feststellung ihrer Verwandtheit mit andern Sprachen ganz besonders wichtig ist und von der ich hier deshalb auch ganz kurz einiges Wesentliche sagen möchte.

Es fehlen der etruskischen Sprache — mit nur wenigen oder nur scheinbaren Ausnahmen — das Bestimmwort (der Artikel), ein Geschlechtszeichen, der Unterschied von Wes- und Wemfall, das Personalzeichen beim Zeitwort, das Verhältniswort, das Wortvorstück und die Wortzusammensetzung.

Alle Wortgestaltung, die Wortbildung und die Wortförmung (der Zeitworte und der Nennworte), geschieht bloß durch Nachstücke und vor allem durch Geräuschlaute.

fler ist ein Tieropfer, *fler/e* der Betieropferter und damit eine Gottheit, *flere/s* zunächst ‚der Gottheit‘ (wie im Deutschen als Wesfall und als Wemfall), dann aber auch ‚das der Gottheit‘, ‚das Gottgeschenk‘, ‚das Standbild‘.

aule oder in Weitform *auwile* ist der Vorname Aule, *auwile/s* ‚des Aule‘ oder ‚der des Aule‘, d. h. ‚der Aulesohn‘, *auwiles/ial* ‚des Aulesohns‘ oder ‚der des Aulesohns‘, d. h. ‚der Auleenkel‘ und *auwilesial/es* ‚des Auleenkels‘.

cal ist ein Totenopfer, *cal/u* ‚der Betotenopferter‘ oder ‚der Todesgott‘, *calu/s* ‚des Todesgottes‘, aber auch ‚der des Todesgottes‘, d. h. ‚der Verstorbne‘; *calus/ur* bedeutet dann ‚die Verstorbnen‘, *calusur/as* ‚der Verstorbnen‘ und *calusuras/i* in (dem) der Verstorbnen‘.

Neben solchen Weitformen mit Zwischenklanglauten gibt es aber auch Engformen ohne sie. *atu* bedeutet ‚der Nachfahre‘, *atu/r* ‚die Nachfahren‘, *atr/s* ‚der oder den Nachfahren‘, aber auch ‚das für die Nachfahren‘, d. h. ‚die Nachfahrgabe‘, *atrs/r* ‚die Nachfahrgaben‘ und *atrsr/c* ‚und die Nachfahrgaben‘.

Während so die Wortgestaltung nicht unerheblich von der uns gewohnten Art abweicht, ist die Satzgestaltung ziemlich die gleiche. Die Spiegelinschrift *eca sren tva iɣnac hercle unial clan θra sce* ist zu übersetzen ‚dies Bild zeigt, wie da Herkules, (als) der Juno Sohn, Milch trinkt‘, der Satz von der Mumienbinde *vael ar var scun zeri ceren cepen θaurɣ etnam iɣ matam* bedeutet ‚ein Trankopfer bringe, Wasser spende, eine Feierung vollziehe der Priester, der fürs Grab, genau wie zuvor‘, der Satz der Capua-Tafel *pacil ia leθamsul nunderi* ‚als Trankopfer Wein an Lethams ist zu reichen‘ und der Satz auf dem Familienvertrag-Stein von Perugia *estac velθina acilunc turunc scunc zea zuci ... aθumicš afunaš* ‚und diese Velthina durch Zueignung, durch Schenkung geben dies Opferhaus den Nachfahren der Afuna‘.

Wir dürfen hoffen, daß die mit solcher Deutung einer noch unbekanntten Sprache notwendig verknüpfte mühselige und manchmal sinnlos erscheinende Kleinarbeit mit dem manchmal tagelangen Ringen um eine nur etwas genauere Erfassung eines einzigen Wortes sich schließlich doch lohnen wird: nicht nur für die

Aufklärung mancher Dunkelheiten der lateinischen und auch der griechischen Sprache, nicht nur für die Deutung der Sprachen Kleinasiens und vielleicht auch Kyporns und Kretas, sondern, wie ich glaube, in hervorragender Weise auch für die allgemeine Sprachlehre und für die vergleichende Sprachkunde, im besondern für die Beantwortung der Frage nach den Urszusammenhängen der indogermanischen und der uralaltaischen Sprachen.

Alfred Götze †.

Die deutsche Sprache ist eine herrliche Schöpfung — schon um ihretwillen muß man das Volk lieben, das diese Sprache spricht und pfl eget: wir wissen es aus dem Munde eines ihrer berufensten Meister. Alfred Götze war Bewunderer und Kenner dieser Sprache; hingebungsvolle Liebe zu seinem Wissensgebiet machte seine Forscher t ätigkeit so fruchtbar, seinen Unterricht so überzeugend, seine Gespräche so inhaltsreich.

Am 17. Mai 1876 wurde Alfred Götze in Leipzig geboren; sein Vater war Direktor des Deutschen Seminars für Knabenhandarbeit. Alfred Götze studierte zunächst Medizin, dann Deutsch, Geschichte und Geographie in Heidelberg und Leipzig; bei Professor Sievers erwarb er 1899 den Titel des Dr. phil. Eine entscheidende Wendung seines Lebensweges führte ihn 1902 an die Bibliothek in Freiburg i. B. zu dem Germanisten Professor Friedrich Kluge, bei dem er sich 1906 habilitierte und Zutritt zu einem reichen Felde akademischer Tätigkeit und dem Mitarbeiterkreis des Grimmschen Wörterbuches fand. In Freiburg war er als Bibliothekar tätig, bis er 1926 einem Ruf an die Universität Gießen auf den Lehrstuhl der Germanisten Karl Weigand, Wilhelm Braune und Otto Behaghel folgte, an die Stätte „landschaftsgebundener Germanistik“. Im Gießener Deutschen Seminar erfüllt sich Götzes Leben und Streben, wenn auch sein Herz für Breisgau und Alemannenland zu fühlen nie verlernte. Die Förderung der von der hessischen Landschaft dem Philologen gestellten Fragen, der Ausbau der Seminarbibliothek, eine umfangreiche Lehr- und Vortragstätigkeit und die Betreuung zahlreicher Doktorarbeiten kamen als neue Aufgaben zu den bisher sein Arbeitsprogramm füllenden hinzu. Die Gießener Beiträge zur Deutschen Philologie, welchen Götze die innere Beziehung zum hessischen Raum gab,

und das Hessische Flurnamenbuch gehören zu den Zeugen seiner Gießener Tätigkeit; in Gießen war er als Leiter des Südhessischen Wörterbuches tätig und gab seit ihrem 5. Jahrgang (1926) die Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft heraus; sein Beitrag zu dem vorliegenden 16. Jahrgang, den er trotz allen durch die Zeitumstände bedingten Schwierigkeiten in den letzten Monaten seines Lebens fertigstellte, behandelt die Aufgaben, deren Lösung der hessische Boden von dem Philologen fordert.

Aus Freiburg brachte Götze das stürmische Interesse an der Wortforschung mit und die hingebungsvolle Neigung zur lexikographischen Arbeit. Am Grimmschen Wörterbuch war er von 1911—1937 tätig; Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache gab er neu bearbeitet in der 11., 12. und 13. Auflage heraus; seit 1934 arbeitete er an Trübners Deutschem Wörterbuch. Zum Hüter der deutschen Sprache wird Götze als Herausgeber der „Muttersprache“ und durch sein Wirken für den deutschen Sprachverein, sowie die Hessische Vereinigung für Volkskunde, durch seine ausgedehnte Vortragstätigkeit ebenso sehr wie durch unermüdliche Belehrung aller derer, die sich in Fragen der Muttersprache an ihn wandten: unendlich groß ist die Zahl der Kärtchen, die mit Götzes sauberer Schrift bedeckt zu den Fragestellern flatterten. Die Vorträge, die er in Gießen und an anderen Stätten gehalten hat, behandelten vorzugsweise Fragen der Namenskunde, der deutschen Fach- und Sondersprachen, das deutsche Volkslied, das deutsche Märchen oder die Tätigkeit unserer Großen und Größten, die Verdienste der Gebrüder Grimm, die Sprache Martin Luthers und seiner Zeit, über die Götze in mehr als einem Werke, vor allem mit dem den „Hochdeutschen Drucken der Reformationszeit“ (1905) gewidmeten, mit dem Büchlein über Volkskundliches bei Luther (1909) usw. sich geäußert hat; an der Weimarer Lutherausgabe hat Götze viele Jahre mitgewirkt. Der Drang, weit über die Schar der Fachgelehrten hinaus Interesse für sein Forschungsgebiet zu verbreiten, war so groß wie seine Kunst, auch ungelehrte Kenner von Land und Leuten, Namen und Siedlungen für die wissenschaftliche Forschung zu gewinnen. Die

Vielseitigkeit seiner Interessen trug bei diesem Streben reiche Früchte.

Als die Gießener Hochschulgesellschaft nach langen Jahren der Entbehrung die Bürger unserer Stadt zu einer umfangreichen Folge von wissenschaftlichen Vorträgen einlud, gehörte Alfred Götze zu den wenigen, die keinem Redner und keinem Thema ihre Gefolgschaft versagten.

Trotz allen Bindungen an Bücherei und Schreibtisch blieb Götze allezeit dem Geiste der Geselligkeit zugetan; viele Jahre lang — immer unter Leitung und auf Anregung Behaghels — fanden sich viele Gießener Kollegen bei den Sitzungen des „Sonderbundes“ und den Ausflügen des „Rennklubs“ zusammen, und Götze schloß sich diesen wie jenen gern an.

In herzlicher Dankbarkeit gedenkt der Verfasser dieser Zeilen der Sitzungen, die den Verewigten mit einer Reihe befreundeter Kollegen, dem Philosophen Steinbüchel, dem Anatomen Becher, dem Physiker Jaffé, dem Bibliothekar Fritzsche u. a. fast zehn Jahre lang allmonatlich in die Räume des Botanischen Instituts zum „Kränzchen“ führte, bis die Ereignisse des Jahres 1933 die kleine Schar zerstreuten. Der Eifer, mit dem Alfred Götze mitwirkte, war so groß wie seine Anteilnahme an den Gaben der anderen.

Besser als bei allen anderen Gelegenheiten war es mir in den Abendstunden jenes Kränzchens vergönnt, Alfred Götze näherzutreten. Dem hochverehrten Freunde gelten diese Zeilen der dankbaren Erinnerung; über seine wissenschaftlichen Leistungen werden besser Berufene zu sprechen haben. —

Götzes 65. Geburtstag feierten Kollegen und Schüler mit der Überreichung einer Festschrift, die ihm bereits fünf Jahre früher zugedacht gewesen war; den 70. begingen wir in stiller Feier, auf deren Stimmung das bedrohte Schicksal der Gießener Universität seine Schatten fallen ließ: die Sorgen des Jubilars galten vor allem der Bibliothek seines Seminars. Als ich ihm nicht viel später meine Anteilnahme am Schicksal seiner Arbeitsmittel zum Ausdruck brachte, war seine Antwort: „Mir geht es ans Leben“; nun will mir scheinen, daß seine Worte nicht zu viel gesagt haben. —

Am 27. 11. 1946 ist Alfred Götze nach kurzem Leiden von uns geschieden. Als reiches Erbe hinterläßt er uns die Fülle der Arbeiten, die der Sommer seines Lebens zur Reife gebracht hat, zugleich die Verpflichtung, das zu vollenden, was fertigzustellen ihm nicht mehr vergönnt war, und vor allem ihm nachzueifern in der Liebe zum deutschen Geist und zur deutschen Sprache. Res tantum cognoscitur quantum diligitur.

Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes.

Walther Fischer (geb. 17. 1. 1889 in Reutlingen) studierte Neuere Sprachen in München, Montpellier, New York (Columbia Univ.), Philadelphia (Univ. of Pennsylvania) und Berlin. In Philadelphia erwarb er 1912 den Titel des Dr. phil. 1918 Habilitation für Englische Philologie in Würzburg, 1922 ord. Prof. an der T.H. Dresden, 1926 ord. Prof. der Univ. Gießen, seit 1946 der Univ. Marburg. —

Alfred Götze (geb. 17. 5. 1876 in Leipzig, gest. am 27. 11. 1946) studierte in Heidelberg und Leipzig. Seit 1902 war er in Freiburg i. B. als Bibliothekar tätig, ebendort seit 1906 Privatdozent. Seit 1926 ord. Prof. der Deutschen Philologie in Gießen als Nachfolger des Prof. Otto Behaghel. Herausgeber der Gießener Beiträge zur Deutschen Philologie, des Hessischen Flurnamenbuches, der hier vorliegenden Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft; in die Gießener Jahre fällt die Neubearbeitung von Kluge's Etymologischem Wörterbuch; seit 1934 Mitarbeit an Trübner's Deutschem Wörterbuch. —

Bruno Henneberg (geb. 5. 6. 1867 in Magdeburg, gest. am 3. 8. 1941 in Gießen) studierte in Freiburg, Göttingen, Kiel und Berlin. 1894 wurde er als Schüler von Oskar Hertwig promoviert. Habilitation in Gießen am 18. 8. 1899; ebendort a. o. Prof. am 9. 3. 1904, ord. Hon.-Prof. 1. 10. 1919; ord. Prof. und Direktor des Anatomischen Instituts als Nachfolger von Prof. Strahl am 1. 10. 1920; emeritiert am 1. 10. 1933. Bruno Henneberg war ein Mann von vielseitigen Interessen, die ebenso sehr der Entomologie und dem Sternenhimmel wie vielen schöngeistigen Fragen galten. Er war lange Vorsitzender der Naturwissenschaftlichen Abteilung der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. —

Walther Klüpfel (geb. am 28. 5. 1888 in Heidelberg) studierte in Straßburg, Heidelberg, Berlin und Wien, wurde in Straßburg 1914 promoviert und habilitierte sich 1921 für Geologie und Paläontologie (Univ. Gießen). Ausgedehnte Studienreisen führten ihn nach Nordamerika und England. —

Ernst Küster (geb. 28. 6. 1874 in Breslau) studierte in München, Leipzig, Breslau und Berlin. Dr. phil. in München 1896 bei Prof. Radlkofer. Habilitation 1900 in Halle; Berufungen nach Kiel, Bonn und als Nachfolger des Prof. A. Hansen nach Gießen (ord. Prof. und Direktor des Botanischen Instituts und Gartens seit 1920). —

Georg Lehnert (geb. 14. 3. 1871 in Freiburg i. S., gest. am 18. 4. 1944 in Gießen) war von 1903 bis 1914 an der Univ.-Bibliothek Gießen tätig, später an dem Archiv der Stadt Gießen und der Bibliothek des Fürsten von Lich. —

Wilhelm Müller (geb. 23. 5. 1880 in Westhofen, gest. am 20. 3. 1943 in Darmstadt) studierte in Gießen und Berlin Rechtswissenschaft. Seine Interessen und seine Tätigkeit galten vornehmlich den Rechtsaltertümern und hessischen Weistümern. Er ist der Verfasser des Rhein Hessischen und des Oberhessischen Heimatbuches und vieler anderer heimatkundlicher Werke. Seit 1911 war er an der Historischen Kommission für Hessen tätig, von 1922 bis 1934 als Schriftleiter von „Volk und Scholle“.

Gerhard Reinhold (geb. 24. 6. 1895 in Ober-Eisenheim a. M. in Unterfranken) studierte Forst- und Wirtschaftswissenschaft in München. Nach mehrjähriger Tätigkeit im bayerischen Staatsforstverwaltungsdienst erwarb er 1926 den Dr. oec. publ. in München und habilitierte sich ebendort 1927 für Forstwirtschaftspolitik und forstliche Betriebslehre. Seit 1931 a. o. Prof. für Forstwirtschaftspolitik, Forstgeschichte und Forstverwaltung an der Univ. Gießen. —

Wilhelm Rudolph (geb. am 12. 7. 1891 in Weikersheim) studierte 1909 bis 1914 Theologie und orientalische Sprachen in Tübingen und Halle, wurde 1919 Referent am Tübinger Stift, 1922 a. o. Prof. für Altes Testament an der Univ. Tübingen, 1930 ord. Prof. in Gießen. —

Hans L. Stoltenberg (geb. 20. 5. 1888 in Hamburg) studierte in Marburg, Berlin und Kiel Theologie, Philosophie, Mathematik und Wirtschaftslehre, erwarb 1914 den Dr. phil. in Marburg, wurde 1925 Privatdozent für Sozialpsychologie und Allgemeine Soziologie, 1931 a. o. Prof. an der Univ. Gießen. Seine Hauptarbeitsgebiete sind die Lebhallwissenschaft, Gruppe-, Seelgruppen- und Gruppwissenschaft u. a. m. —

